

Impressionen einer Reise

Japan 2003

2. 9. – 15. 9. 2003

東京

Ludger Kaup

Die Bilder bzw. deren technische Verarbeitung verdanke ich unter anderem Annette A'Campo, Klaus Altmann, Florian Berchtold, Karl-Heinz Fieseler, Burchard Kaup, Wilhelm Kaup, Kuno Stopper.

Konstanz, im Herbst 2003

Ludger.Kaup@uni-konstanz.de

Eine Vorbemerkung

Noch nie hatte ich einer größeren Reise mit so zwiespältigen Gefühlen entgegengesehen wie dieser. Das Thema der Tagung „Convex Bodies and Algebraic Geometry“ zielte einerseits in das Zentrum unserer Forschungsinteressen, eine Einladung in das Land der aufgehenden Sonne würde ich in meinem letzten aktiven Dienstjahr sicher nicht noch einmal erhalten, aber andererseits waren mir Kultur, Sprache, Schrift, Tradition oder Lebensgefühl so fremd, daß ich mich eigentlich lieber auf Länder konzentrieren wollte, deren Umfeld mir vom Fachlichen abgesehen leichter zugänglich war.

Aber die Entscheidung war gefallen, so daß es nur noch darum gehen konnte, im Rahmen des Möglichen vorbereitet zu sein. Ein erster Schritt dazu war ein gemeinsames Abendessen unserer Gruppe im Höhenweg mit Gottfried, Jürgen und Florian, zu dem wir Annette aus Basel als der einzigen mit umfangreicher Japanerfahrung eingeladen hatten. Ihre beeindruckende Einführung in das Land und etliches an praktischen Dingen, deren Beachtung hilfreich sein konnte, war beruhigend und beunruhigend zugleich; auf Einzelheiten will ich später eingehen. Zusätzlich hat sie mir die japanischen Zahlzeichen aufgeschrieben, die wesentlich in den Restaurants dienen sollten, sowie sieben der wichtigsten japanischen Wörter, womit dann auch schon mein Sprachrepertoire zu Reisebeginn exakt beschrieben ist. Als Gastgeschenk für den Abend brachte sie das Buch *Makura no Sôshi*, das „Kopfkissenbuch der Hofdame Sei Shonagon“, ein klassisches Meisterwerk der japanischen Literatur aus der Zeit um 1000 n. C., in dem eine Hofdame am Kaiserhof in Kyôto zahllose kleine Beobachtungen über den Lebensstil am Hofe der Heianzeit in Form eines Tagebuches notiert hatte. Einiges dort Gelesene hat mir ein Licht auf Phänomene geworfen, die ich auch aus der Gegenwart habe berichten hören. Während der Zeit mit meiner Mutter in Tübingen unmittelbar vor der Reise habe ich etliches im Japanführer des Dumontverlages und im Buch „Geheimnis Japan“ gelesen, welches vor allem auf die Geschichte der Kunst im sozialen Umfeld eingeht. Dazu kam ein kleines Büchlein „A Look into Japan“ aus einer siebenbändigen illustrierten Serie „Japan in your Pocket“, das mit sehr vereinfachenden Zeichnungen vielerlei aus Japan vorstellt, allerdings in einer für mich nicht immer nachvollziehbaren Auswahl.

Selten habe ich mich auf der Reise in meinen Interpretationen des Erlebten als so subjektiv empfunden. Daher wird wohl kaum alles Notierte richtig gesehen sein, zu oft fehlten Kontrollmöglichkeiten. Die Reise führte mich in eine ganz andersartige Kultur, aber nicht als Tourist, sondern in das Arbeitsleben einer japanischen Tagung. Und selbst bei touristischen Ausflügen befand ich mich nur selten in der Gesellschaft von Nichtasiaten. Die Freundlichkeit der meisten Menschen, mit denen ich in Berührung kam, mag mit dazu beigetragen haben, die Reise allen anfänglichen Zweifeln zum Trotz zu einem einzigartigen Erlebnis zu machen. Meine Notizen habe ich dabei ganz überwiegend auf den nichtmathematischen Teil beschränkt. — Mir häufig begegnete japanische Wörter oder vor allem Wortbestandteile habe ich zur Stütze meiner Erinnerung im Text verwendet und am Schluß in einem Glossar zusammengestellt. Die Zerlegbarkeit von Wörtern vermittelte immer wieder ein Aha-Erlebnis, das mir beim Verständnis geholfen hat. Da ich beispielsweise die Ziffern $san = 3$ und $jû = 10$ kannte und das Wort $dô$ für Halle kennenlernte, konnte ich im zunächst abschreckenden Namen des Tempels *Sanjû-san-gendô* die Zahl 33 und das Wort Halle identifizieren; beides ließ sich vor Ort auch inhaltlich deuten.

Dienstag, der 2. September

Eigentlich hatte alles mit einem Ärgernis begonnen. Schon Monate zuvor hatten wir über Hapag Lloyd für den ersten September in einer Maschine der Swiss reserviert, da wir für einen derart langen Flug Wert auf einen guten Platz legten. Wenige Tage bevor die Flugkarten endgültig gekauft werden mußten, führte eine Termindiskussion mit Annette zu einer Anfrage bei Hapag Lloyd, ob gegebenenfalls auch einen Tag vorher Plätze verfügbar seien. Als sich das nach einer Rückfrage in Basel erübrigte, waren wir sehr zufrieden, weil uns das vielerlei Probleme ersparte. Lange Gesichter bekamen wir jedoch, als wir wenige Stunden später die Reservierung festmachen wollten und das Reisebüro uns mitteilte, man habe den ersten September gestrichen und uns auf den 31. August umgesetzt. Der folgende Tag war in den wenigen Stunden ausverkauft worden; offensichtlich hatte eine Warteliste vorgelegen, Nachrücker hatten gleich zugegriffen. So mußten wir auf den 2. September ausweichen; immerhin hat uns das Reisebüro als Trost die Sitzplätze 21 a und 21 c am Notausgang über dem Flügel besorgt, mit der besten Beinfreiheit im ganzen Flugzeug, wenn auch ohne gute Sicht.

Dann war es soweit. Pünktlich um 10.21 brachte der Seehas Gottfried und mich nach Weinfelden, wo wir in einen wunderschön ruhigen Doppelstöcker zum Flughafen umstiegen. Neben meinem ziehbaren Schalenkoffer trug ich eine umgehängte Reisetasche; auch Gottfried hatte sein sonst so umfangreiches Gepäck reduziert. Wir fühlten uns beschwingt genug, noch (vor)letzte Hand an das eigentlich bereits zur Publikation eingereichte Manuskript zu legen; eine Lektüre nach einem gewissen zeitlichen Abstand trägt in der Regel dazu bei, Unebenheiten zu glätten, über diese oder jene Formulierung noch einmal nachzudenken. Auf den Vortrag von Karl in Tôkyô würden diese Einzelheiten natürlich keinen Einfluß haben. Mit der Ruhe war es allerdings in Frauenfeld vorbei, wo eine Frau einstieg, deren Handy wieder und wieder in impertinentem Tonfall schrillte. Mit ordinärer Stimme brüllte sie auf Italienisch in das Gerät, als wollte sie den ganzen Waggon teilhaben lassen. Vielleicht hat sie unsere bissigen Kommentare wahrgenommen, denn plötzlich wechselte sie in ein so leises Schweizer Deutsch, daß alle Mitreisenden wieder ihre Ruhe bekamen.

Im Flughafen Zürich-Kloten erwartete uns eine freudige Überraschung: Abfertigungsschalter waren direkt in den Bahnhof gelegt worden, ein Stockwerk über den Zuggeleisen, so daß der lästige Weg über weitere Etagen und das unangenehme Gepäckschleppen die Rolltreppen hinauf entfiel! Eine große Anzeigetafel verwies uns auf die Sektion 3, wo allerdings für die economy-class nur ein Schalter geöffnet war; die anderen halfen jedoch aus, wenn nicht gerade ein wichtiger Kunde bedient werden mußte, so daß wir vergleichsweise rasch fertig wurden. Obwohl mir selber diese Idee nie gekommen war, habe ich mich gefragt, warum man erst nach so vielen Jahren diese große Erleichterung für die bahnreisenden Flugpassagiere eingeführt hat.

Unsere Maschine, eine MD 11 mit 241 Sitzplätzen, rollte planmäßig um 13.05 zur Startbahn, nur wenige Flugzeuge warteten vor uns. Neben unseren Sitzen stand eine charmante japanische Hostess und begrüßte alle Japaner mit einer Verbeugung, deren zentrale Rolle für Japan wir sehr schnell lernen sollten, und einem strahlenden „*konnichi-wa*“^{a)} (guten Tag), was glücklicherweise zu den wenigen Begriffen meines Wortschatzes

^{a)} *Meine Privatnotation als Erinnerungshilfe für einen betonten Vokal ist ein Punkt darunter wie im Beispiel *o*.*

gehörte, und verteilte an sie ein Magazin. Dieses stellte sich auf Nachfragen als komplett japanisch geschrieben heraus, so daß wir es zu recht nicht erhielten. Deutschsprachige Zeitungen wurden im Zuge der Sparmaßnahmen in der Economy-Klasse nicht mehr verteilt. Dennoch kam die Stewardess kurz darauf mit einem Handelsblatt zu mir, es sei noch übriggeblieben. Diesmal hatte ich keine Zeitung in das Flugzeug mitgenommen, weil ich mit dem bis dato üblichen Service gerechnet hatte. — Da der Platz zwischen Gottfried und mir nicht besetzt war, überhaupt blieb wohl ein Drittel der Sitze leer, blieb uns für die zu überstehende Nacht reichlich Platz. Wir hatten genügend Zeit, uns mit der Umgebung vertraut zu machen. Beide hatten wir unsere Schlappen mit an Bord genommen, was uns für die zu erwartenden langen Stunden die Fußgymnastik erleichtern sollte. Das Personal an Bord, halb schweizerisch, halb japanisch, zeigte sich sehr zuvorkommend, es gab Bildschirme, auf denen zunächst die Landkarten mit der Flugroute und den momentanen Flugdaten wie Höhe über dem Meeresspiegel, Geschwindigkeit über dem Boden, dazu Außentemperatur, erwartete Ankunftszeit angezeigt wurden, wenn auch unser Monitor ziemlich blaß war, was aber der Geographie keinen Abbruch tat. Die Kopfhörer brachten elf Programme, von denen mich vor allem die klassische Musik interessiert hätte, aber entweder war das Brummen der Düsen zu laut oder die akustische Qualität der Hörer zu gering; ich war mehr auf Phantasie angewiesen als daß ich wirklich etwas mitbekam. Dafür konnten wir kurzzeitig den Bodensee sehen, auch wenn das über die Flügel hinweg mühsam war, aber bald danach kamen immer mehr Wolken auf, so daß man die Informationen des Bildschirms, die über Prag und Warschau immerhin bis Minsk in Weißrussland geboten wurden, mit dem Boden nicht mehr vergleichen konnte. Die Flughöhe wurde offensichtlich vom Autopiloten lange Zeit bei genau 10050 Metern eingehalten. Die Fluggeschwindigkeit lag überraschenderweise unterhalb von 800 Stundenkilometern.

Als erstes wurden weiße Kärtchen verteilt, die uns den Eindruck von Einreiseformularen für Japan machten; dabei waren es einfach die englisch, deutsch und japanisch formulierten Speisekarten, welche die Hauptmahlzeit und das Frühstück vor der Landung detailliert beschrieben. Die glorreichen Zeiten der Schweizer Gastronomie auf den Flügen war allerdings für die Economy-Klasse vorbei; wir sollten ja froh sein, daß die Swiss überhaupt noch existierte und es uns nicht wie Freunden ergangen war, deren Flug von Zürich nach Peking die Gesellschaft wenige Tage zuvor aus finanziellen Gründen schlichtweg gestrichen hatte. Von den zwei Gerichten, die theoretisch zur Auswahl standen, wurde uns kommentarlos das zweite serviert. Leider wurden dann die Landkarten auf den Monitoren ausgeschaltet und durch ziemlich anspruchslose Spielfilme ersetzt. Theoretisch konnten wir mit den Kopfhörern die Filme auf Englisch, Deutsch oder Japanisch verfolgen, praktisch wurde nicht viel daraus.

Gegen achtzehn Uhr verschwand der blutrote Fleck des Sonnenuntergangs am nordwestlichen Horizont; es wurde vermutlich in der Gegend des Ural nördlich von Sverdlowsk allmählich dunkel. Das Dämmerlicht gab zwischen plötzlich aufreißenden Wolken einen Blick auf einen stattlichen, von Süden nach Norden fließenden Strom frei, den wir mutig als Irtysch vor seiner Mündung in den Ob interpretierten. Weiter gegangen sein muß es nördlich von Nishni-Nowgorod und Perm, vielleicht über die Nordspitze des Baikalsees, was sich aber nur den Karten entnehmen ließ. Interessanterweise war es auf der Südseite des Flugzeugs stockfinster, man sah Sterne und ganz vereinzelt Lichter auf dem Boden des riesigen Sibiriens, während auf der Nordseite am Horizont immer mindestens ein flacher heller Streifen blieb, der von der Mitternachtssonne noch weiter nördlich kündete. Schon

gegen halb zehn färbte sich der Himmel im Nordosten wieder deutlich rot, bis etwa um Viertel nach zehn die Sonne im Osten aufging; trotz der minus fünfundfünfzig Grad Außentemperatur wärmte sie schon bald wieder durch die Fensterscheiben. Vorher ließen sich bisweilen im Halbschatten auf dem Boden Strukturen erahnen; als jedoch die Sonne ein klares Bild hätte ergeben sollen, waren auch die dichten Wolken wieder da. Nur einmal zeigte sich erneut ein riesiger Strom, genauer ein deutliches Knie, das wir als den Amur zu deuten versucht haben. Aber dann blieben uns nur noch die Wolken. Es hat mich fasziniert, von Ferne ein riesiges Wolkenfeld zu sehen, daß wie ein sanftes Skigelände aussah, dessen Abhang in ein geheimnisvolles Grau-Blau getaucht war. Und dann waren wir plötzlich in deutlich über zehntausend Metern Höhe wieder mitten in dichtesten Nebel! Ich kann mich nicht erinnern, das schon einmal erlebt zu haben. Wir sind vermutlich nördlich der Mandschurei geflogen, um China zu vermeiden, und haben dann in fast südlicher Richtung über das nur auf der Landkarte klein wirkende Japanische Meer die Insel Honshu angesteuert.

Mittwoch, der 3. September

Irgendwann habe ich die Uhr um sieben Stunden vorgestellt, um die Zeitverschiebung zu Japan zu berücksichtigen. Eigentlich hatte die Flugzeit elf Stunden und fünfundfünfzig Minuten betragen sollen, aber die Maschine kam vierzig Minuten zu früh an. Wir hatten noch ein kleines Frühstück bekommen; zuvor konnte man sich an der Bar im Heck des Flugzeuges mit Getränken und kleinen Schokoladenriegeln oder derartigem bedienen. Im Flugbegleiter wurde man aufgefordert, sich gegen eine Embolie ausreichend zu bewegen und zwei bis drei Liter Flüssigkeit zu trinken. Aber wie sollte das wohl gehen, ohne den WC-Verkehr völlig zusammenbrechen zu lassen? Jedenfalls kamen wir nicht hungrig am Zielort Narita an, ohne allerdings von der Stadt Tôkyô etwas gesehen zu haben. Als erstes wurde uns die Größe des Flughafens dieser Megalopolis bewußt; das Flugzeug rollte und rollte, bis es endlich seinen Standplatz erreichte.

Mit den geschenkten vierzig Minuten glaubten wir, viel zu früh in der Stadt zu sein. Sehr bald wurden wir indes an die Einwanderungskontrolle in den USA erinnert: In einer siebenfach gewundenen Schlange standen Trauben von Menschen, um ihren Paß vorzuzeigen. Von den vielen Schaltern waren zu früher Morgenstunde meist nur vier besetzt, aber das änderte sich von uns aufmerksam beäugt immer mal wieder, so daß es bisweilen auch nur zwei waren. Parallel dazu gab es eine Sektion für Japaner, in die sich ebenfalls von Zeit zu Zeit große Menschenmassen ergossen, die aber relativ rasch durch die Kontrolle wie durch Trichter hindurchflossen. Wenn dort gerade Ebbe herrschte, wurden aus unserem Bereich einige herübergeholt, so daß sich unsere Schlange ein wenig schneller weiterwand. „Geduld, Geduld, Geduld“, hatte man uns beigebracht, sei eine ganz wichtige japanische Tugend. Hier bot sich die erste Gelegenheit, das trotz Müdigkeit einzuüben. Nach fünfundvierzig Minuten waren schließlich auch wir an der Reihe. Ein erster schüchterner Versuch, das „*konnichi-wa*“ (guten Tag) anzubringen, führte zu einem freundlichen Lächeln, wie ich es in der Folgezeit immer wieder erlebt habe: Ein noch so stümperhaftes Bemühen um die Sprache schaffte fast immer eine freundliche Atmosphäre. Ein Stempel und dazu ein zuvor ausgefülltes Formular zur Einreise in den Paß gekrampt, das war es schon; ein Visum war für uns nicht erforderlich. Etwas überraschte mich allerdings, daß der Beamte nach wenigen Minuten hinter mir hergelaufen kam. Schon vermutete ich ein Problem, dabei

hatte er nur versehentlich fünfzehn statt der üblichen neunzig Tage als meine zulässige Aufenthaltsdauer eingetragen. Unser Gepäck war längst vom Laufband heruntergenommen und stand verloren herum. Die kleinen Gepäckwagen verlangten erfreulicherweise keine Münzen; wir hatten ja noch gar kein japanisches Hartgeld. Obwohl wir den Ausgang „Nichts zu verzollen“ wählten, wurden wir vom Zoll nach unseren Reiseabsichten, der Aufenthaltsdauer und nach Mitbringenseln gefragt, was aber rasch und problemlos verlief.

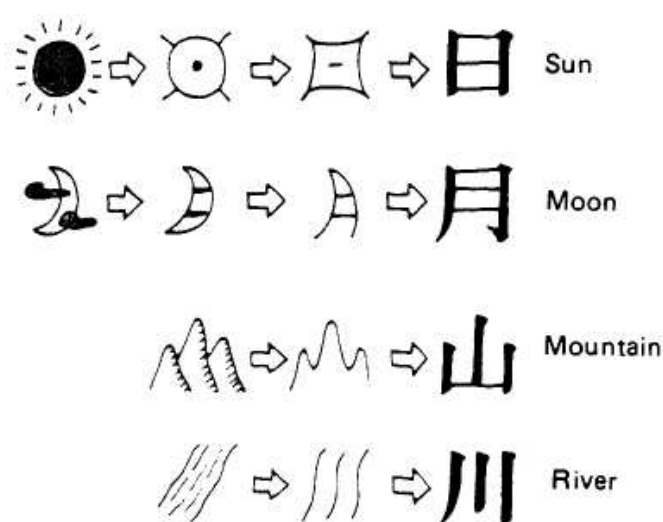
Am Rand der großen Ankunftshalle in Terminal 2 boten an diversen Schaltern Busunternehmen einen Direktverkehr in das Stadtzentrum von Tôkyô an. Bei den einzelnen Gesellschaften waren in „*romanji*“, also in lateinischer Schrift, die von ihren Bussen angefahrenen Hotels aufgeführt. Uns hatte die Hauptverantwortliche der Tagung, Shihoko Ishii, vorgeschlagen, zum Hotel Pacific zu buchen. Wer beschreibt unser Erschrecken, als uns eine freundliche junge Dame am Schalter (glücklicherweise in einwandfrei zu verstehendem Englisch) darauf aufmerksam machte, es gebe zwei Hotels dieses Namens? Der Hinweis auf das Tokyo Institute of Technology (TIT) half hier nicht weiter; vermutlich sagte ihr das nichts. Als erster faßte sich Gottfried, der rasch die Handynummer 090 7834 4097 herauszog und die Angestellte bat, dort anzurufen. Von dem sich dann am Telefon entspannenden Gespräch haben wir naturgemäß nicht mehr mitbekommen als die Tatsache, daß Shihoko offensichtlich erreicht wurde, damit von unserer Ankunft erfuhren, und daß das Hotel Meridien Pacifique hieß. Bereits wenige Minuten später sollte es am Bussteig 15 losgehen. Also rasch für 3000 Yen ^{b)} die Fahrkarte gekauft — wie erhofft konnte ich mit der Kreditkarte zahlen — und nach draußen, wo die Haltestelle schnell gefunden war. Da kam auch schon ein moderner Reisebus mit hochgelegenen Sitzen, darunter große Stauräume für Gepäck. Als wir den beiden zuständigen Dienstmännern unsere Koffer geben wollten und das Wort Hotel Pacific erwähnten, war aus der offensichtlich ablehnenden Antwort irgendwie das Wort „next“ herauszuhören. Und das stimmte dann auch, wenige Minuten später rollte der Richtige herein. Wo wir sonst wohl gelandet wären? Die Koffer wurden uns gegen Quittung abgenommen, und wir stiegen in das klimatisierte, wenig besetzte Gefährt. Erst da wurde mir bewußt, daß es draußen doch wohl recht heiß gewesen sein mußte.

Unterwegs im Bus kommentierte eine Frauenstimme irgend etwas ausführlich auf Japanisch; ich war müde genug, mich nicht dadurch beunruhigen zu lassen, daß keine Übersetzung ins Englische folgte und wir folglich nicht im geringsten ahnten, wovon sie eigentlich sprach. Der Bus imitierte ein wenig das Flugzeug: Man solle sich möglichst während der ganzen Fahrt anschnallen, der Gebrauch von Handys sei untersagt (was etliche japanische Mitreisende aber wenig überzeugte). Im Vorbeifahren beeindruckten die enormen Dimensionen des Flughafengebäudes, alles machte einen sehr sauberen, modernen Eindruck. Zum ersten Male sahen wir vorne im Bus ein Laufband mit japanischen Schriftzeichen, die gelegentlich durch lateinische Buchstaben ersetzt wurden. Da gab es den Hinweis, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Hotels im fünfundsechzig Kilometer entfernten Tôkyô angefahren werden sollten; unseres war das dritte. Später folgte die Meldung, wegen eines Verkehrsstaus werde eine von der üblichen abweichende Route gewählt; wir hätten das natürlich nicht bemerkt. Dabei war die Autobahn zunächst sechsspurig ausgebaut, und wir fuhren durch eine offene Landschaft. Wenn ich daran dachte, daß Tôkyô etwa auf der selben geographischen Breite wie Gibraltar liegt, dann überraschte mich das ausgeprägte Grün der Umgebung. Intuitiv hatte ich für den Monat September

^{b)} Ich habe für mich mit dem Mittelkurs 1000 Yen = 8 Euro gerechnet, auch wenn er starken Schwankungen unterworfen war.

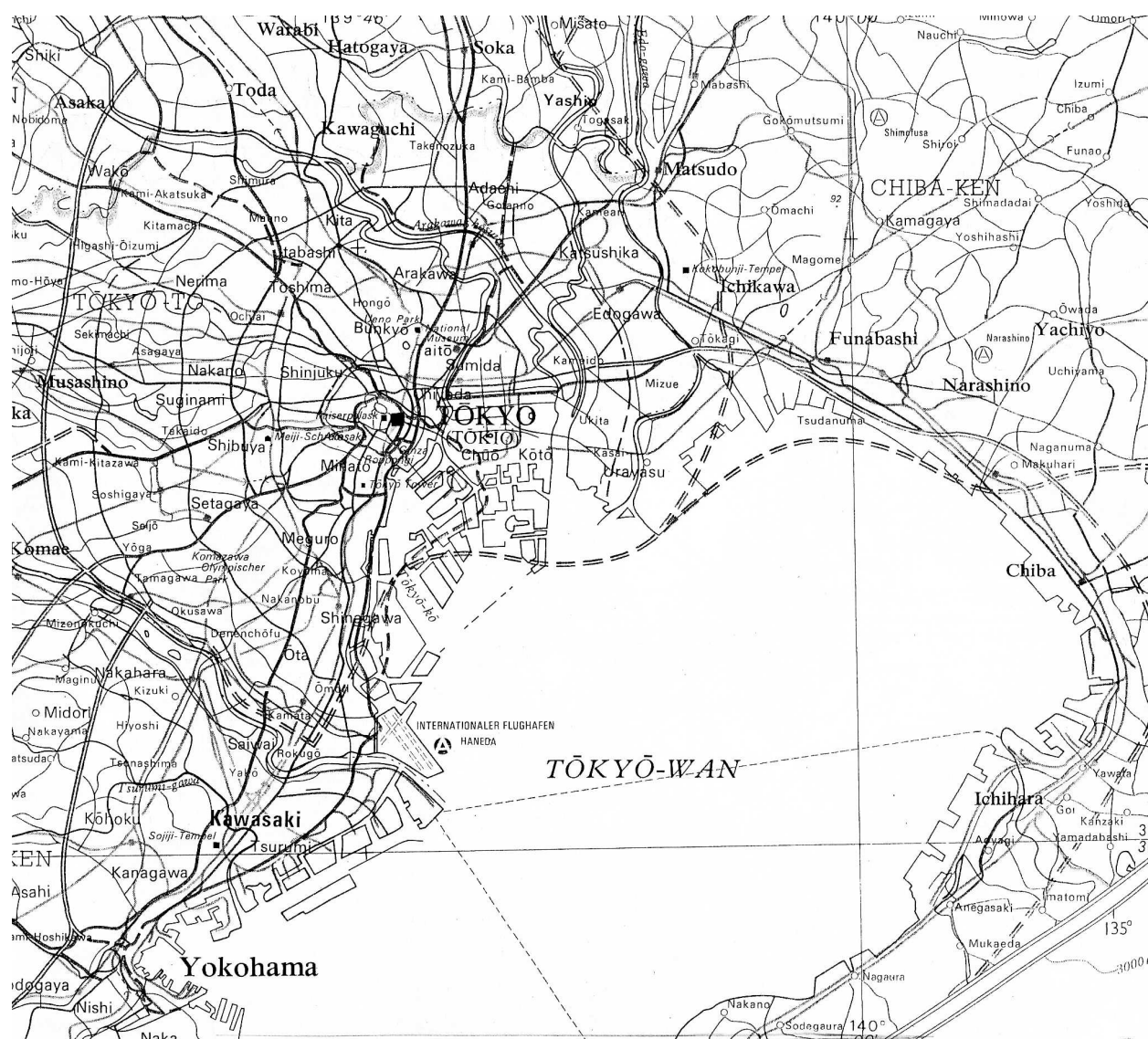
eine braun überzogene Landschaft erwartet. Die Bambushaine waren besonders exotisch, dabei waren die Pflanzen nicht so dünn wie die, welche wir jahrelang in unserem Garten gehabt hatten und die es ja auch schon auf vier Meter gebracht hatten.

Die Neugierde besiegte die Müdigkeit. So habe ich mir etwa die Verkehrsschilder genauer angesehen, die meistens, aber eben doch nicht immer, ihre Aufschriften in *kanji* (chinesische Silbenschrift) und in lateinischer Schrift trugen; ich stellte mir unwillkürlich vor, ich müßte dort selber mit dem Auto fahren! Dazu kam der Linksverkehr, an den ich mich auch als Fußgänger in den zwölf Tagen nicht wirklich gewöhnt habe. Es war ein amüsantes Spiel, die verschiedenen Schrifttypen miteinander in Verbindung zu bringen, was sich für eine Ewigkeit fortsetzen ließe, da es etwa 50 000 solcher chinesischen Silbenzeichen geben soll und damit mehr, als irgend ein einzelner Mensch kennen kann, die in beiden Sprachen gleich geschrieben, aber verschieden ausgesprochen werden. Mir fiel dazu eine Begebenheit ein, die ich anlässlich unserer Singularitätentagung in Konstanz erlebt hatte: Die Japanerin Shihoko Ishii und ein chinesischer Doktorand von Jean-Paul konnten zwar außer auf Englisch nicht miteinander sprechen, aber sie konnten sich hinsetzen und *kanji*



FIGUR 1. *Entwicklung des kanji*

schreiben; das optische Schriftbild war dem anderen sofort verständlich. Ich habe für mich dieses Vergnügen mit der Interpretation des auf dem Titelblatt schwungvoll abgebildeten Zeichens für Tōkyō begonnen, dessen beide Silben für mich große Ähnlichkeit aufwiesen: Im Zentrum ein Kasten, darunter drei Füßchen, darüber ein waagerechtes gestütztes Dach. Der erste Kasten war mit Zusatzzeichen gefüllt, der zweite leer. Das Zeichen für die Silbe *kyō* (Hauptstadt) mußte dann naturgemäß als erste Silbe der Stadt Kyōto wieder auftauchen. Was ich mir an Zeichen gemerkt habe, ging stets nur mit Hilfe einer spontanen naiven Eselsbrücke, die nur dann mit der Wahrheit etwas zu tun hatte, wenn ich von Kennern der Materie darauf hingewiesen war. Beispielsweise schreibt sich die zweite Silbe des Japaners Oda, zu dessen Emeritierungsfeier die Tagung stattfand, mit dem Zeichen für „da“, einem Quadrat, daß in vier gleiche Quadrate unterteilt ist, was ein Symbol für ein Reisfeld ist.



FIGUR 2. Umgebungsplan Tôkyô

Überhaupt sind die Zeichen durch Abstraktion aus konkreten Bildern entstanden, wie Figur 1 illustriert.

Und dann kamen wir ersichtlich in immer städtischere Bereiche; sicher mehr als sechzig Minuten ist der Bus durch solche gefahren, erst auf Hoch- und Schnellstraßen, die teilweise ziemlich brutal durch das Häusermeer geschlagen schienen, vorbei an der Hafenanlage, und dann schließlich durch eigentliche Stadtstraßen. Noch wußten wir es nicht, aber das Zielhotel lag in *Shinagawa*, einem wichtigen Stadtteil südwestlich des zentralsten Kernes. Beim Verlassen des Busses, es war nach neunzigminütiger Fahrt genau zehn Uhr und damit die vereinbarte Treffzeit, schlug uns ein kaum erträglicher feuchtheißer Luftschwall entgegen, so daß wir möglichst rasch wenigstens den Schatten des Hoteleinganges gesucht haben. Erfreulicherweise war Shihoko in ihrer liebenswürdigen Art selbst unmittelbar zur Stelle; sie hatte einen Studenten mit einem Auto mitgebracht, der uns dann transportieren sollte. Zunächst wollte Gottfried aber noch telefonieren, um die geglückte Ankunft zu vermelden, was aber schwieriger als erwartet war. Denn sein Handy hatte nicht die lokale Frequenz und fand daher kein Netz; im Hotel mußte erst einmal ein öffentliches Telefon

gesucht werden, dann fehlten die nötigen 100-Yen Münzen, da wir bislang nur Scheine hatten, aber auch das ließ sich schließlich lösen.

In einer zwanzigminütigen Autofahrt weiter gegen Westen gelangten wir zum TIT, welches in einer meist zweistöckigen Häusergegend lag, wobei mir der Campus, allerdings wohl schon vor mehr als hundert Jahren, gradlinig in ein Wohngebiet hineingeschnitten zu sein schien. Das auffälligste Gebäude, die Jahrhunderthalle, stammte aus den neunziger Jahren. In dieser Gegend fiel es schwer zu glauben, in einer Millionenstadt zu leben. Die Straßen waren eng, vieles, was wir als Tante Emma Läden oder ähnliches bezeichnen würden; in guter amerikanischer Manier liefen Bündel von Strom- oder Telefonleitungen über die Straßen. Auf der Parallelstraße zum Campus deuten beidseitig weiße Streifen so etwas wie einen Bürgersteig an; weil aber der restliche Raum in der Breite gerade für einen LKW ausreichte, konnte das kaum ernst genommen werden. Die Unterkunft befand sich am Südende des Campus im sogenannten International House. Unsere über eine Außengalerie erreichbaren Zimmer trugen die Nummern S 124 und S 206; erst mit langer Verzögerung ist mir die Erleuchtung gekommen, daß S für „single“ steht. Es gibt nämlich auch noch C-Einheiten, wobei C das Wort „couple“ suggeriert, und zwar married couple. Was dies bedeutet, wird in der etwa fünfzigseitigen Hausordnung detailliert geregelt, genauso wie die Tatsache, daß Besucher abends rechtzeitig die Zimmer verlassen müssen, daß Erkrankungen von Besuchern, die als Grund für eine Übernachtung herhalten könnten, rechtzeitig zu melden sind. Dabei ist das Büro, welches offensichtlich die Erkrankungen entgegenzunehmen hat, nur montags bis freitags von 9 bis 18 Uhr geöffnet.



FIGUR 3. *Shihoko Ishii*

Shihoko führte uns einzeln in die Geheimnisse der Räume und ihrer Benutzung ein. Man erhielt neben langen An- und Abmeldeformularen je einen Briefkasten-, Schubkasten- und Zimmerschlüssel, dazu eine Telefon- und eine mit „iron“ markierte Karte. Die Zimmer werden eigentlich für einen Mindestzeitraum von 14 Tagen vergeben, den wir allerdings nicht ganz erfüllen konnten, da wir entgegen unserer Absicht einen Tag zu spät ankamen, aber planmäßig am 15. September abreisen mußten. So wurden offensichtlich verschiedene Strategien entwickelt, wie man glaubhaft die zu kurze Benutzung motivieren konnte. Während andere einfach den Mund zu halten hatten, sollten wir im Büro rechtzeitig einen Grund für die vorzeitige Abreise melden, der dann von Shihoko zu bestätigen war. Später habe ich verstanden, was die Telefonkarte bedeutet: In einem Automaten kann man sie mit 1000, 5000 und 10 000 Yen-Scheinen aufladen. Wenn man das als viel empfindet, dann hilft einem das Telefon sofort, das zu verstehen: Die Anrufe sind so unglaublich teuer, daß die 8 Euro Minimalaufladung schnell vertelefoniert sind. Dabei gilt das Guthaben nur für das Gerät im eigenen Zimmer. Aus der Auflademaschine kann man sich Restgeld von der Karte auch zurückzahlen lassen, dann natürlich kennt die Maschine plötzlich auch Münzen.

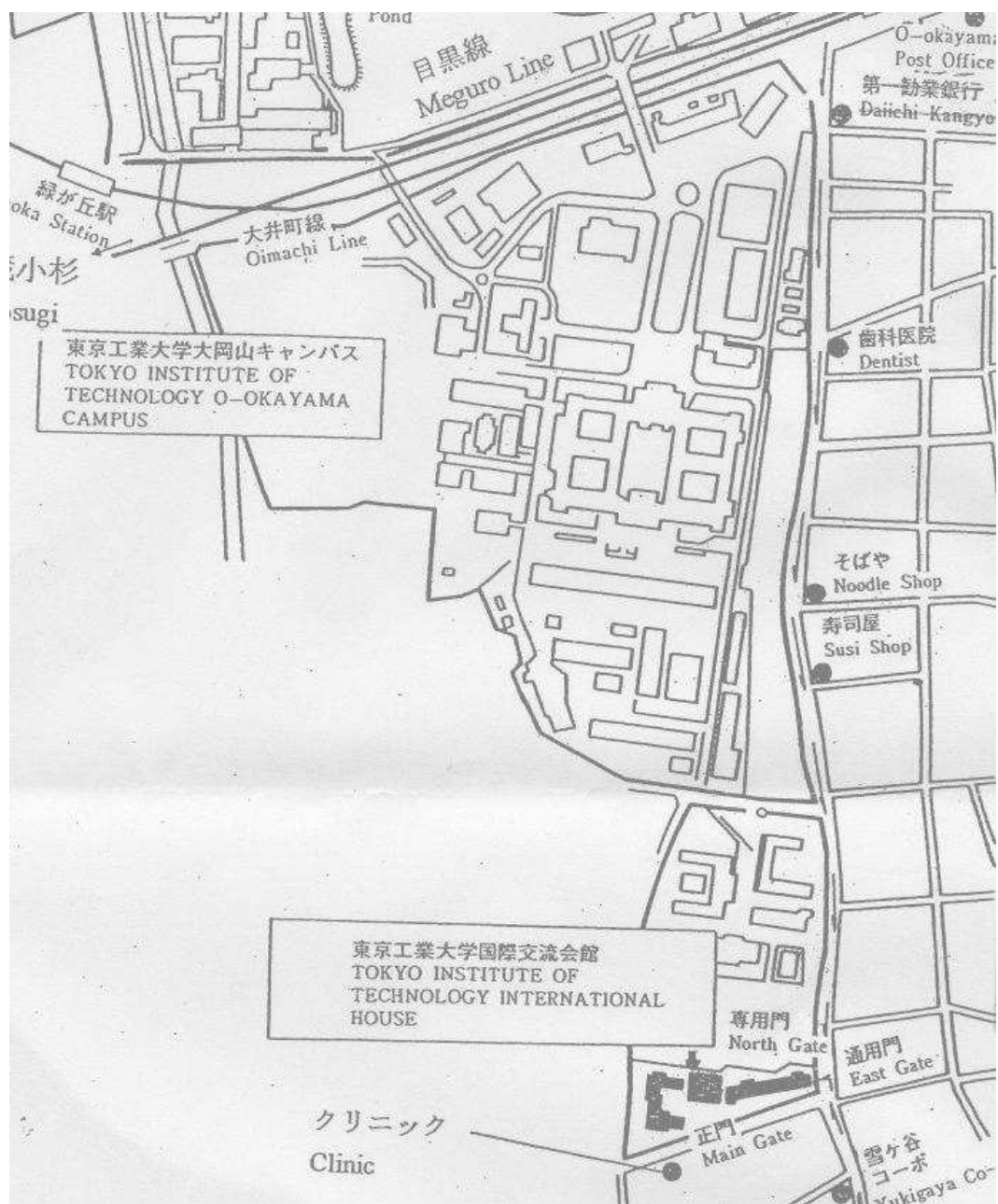
Die Zimmer selbst sind schmal und lang und bis auf den letzten Quadratzentimeter ausgenutzt. Linker Hand ist eine Naßzelle, etwa $2 \times 2 \times 1,5$ Quadratmeter groß, die offensichtlich einfach aus zwei vorgefertigten Teilen zusammengesetzt ist, mit Dusche, Badewanne, Waschbecken und WC. An der Naßzelle entlang darf man mit Straßenschuhen gehen,

dann gibt es eine Grenze, hinter der ein Teppichboden beginnt, der für Schuhe tabu ist. Wir hatten schon vorher gelernt, daß man Wohnungen, gute Restaurants, Tempel, Schreine und Museen nicht mit Straßenschuhen betritt. Entweder läuft man auf Socken, die daher stets in hinreichend gutem Zustand sein sollten, oder man benutzt bereitgestellte Schlappen. So auch in meiner neuen Bleibe; ich habe es jedoch vorgezogen, meine eigenen zu verwenden. Die linke Zimmerseite beherbergt noch einen Schrank und das Bett, auf der rechten stehen Herd, Spülbrett, Kühlschrank, ein kleinerer quadratischer Eßtisch mit einem Stuhl, ein Regal und ein Schreibtisch mit einem Drehstuhl, darüber hängt eine vergleichsweise geräuscharme Klimaanlage, deren Fehlen in Konstanz von den Japanern vor Jahren offensichtlich mit Erstaunen zur Kenntnis genommen worden war. Ich habe sie meist zum Trocknen und Reinigen der Luft verwendet, das machte sie fast lautlos. Eine zweiflügelige Schiebetür führt auf einen kleinen Balkon mit einer Stange zum Wäschetrocknen, vor dem vor allem stattliche Ginkgobäume wachsen und den Blick gegen den nahegelegenen Rand des Campus und die dahinterliegenden Häuser ziemlich gut abschirmen. Eine der Schiebetüren ist mit einem Mückengitter hinterlegt, was zu dieser Zeit aber kaum erforderlich war.

Wiederum mit Verspätung habe ich verstanden, wozu die iron-Marke dient. Die Gebrauchsanweisungen für die Zimmerbenutzung, um sie nicht Vorschriften zu nennen, sind so umfangreich, daß ich bei gelegentlichem Blättern darin immer nur Teile zur Kenntnis genommen habe. Die Küche bietet keinen Topf, keine Pfanne, außer einem Wasserkocher kein einziges Gerät zum Kochen. Mit der Marke kann man sich aber offensichtlich im Büro das Nötigste entleihen. Da ich den Herd nie benutzt habe, sondern nur den Wasserkocher, hat mir jedoch (fast) nichts gefehlt. Denn Shihoko hatte uns gegen ein von ihr ausgelegtes Pfand das in der Verordnung vorgesehene Eßset besorgt, welches aus je einem Teller, Dessertteller, Tasse mit Untertasse, Messer, Gabel, großem und kleinen Löffel besteht, sorgfältig in Sichtfolie verpackt. Gemeinsam frühstücken konnte man daher nur, wenn jeder seine Eßausstattung mitbrachte.

Shihoko mußte bald wieder gehen, da sie eine Sitzung hatte. In Anbetracht dessen, daß wir sie seit vielen Jahren kannten und gut miteinander auskamen, habe ich sie als der wesentlich Ältere gefragt, ob man sich nicht auch einfach duzen solle. Das hat sie aber sichtlich irritiert; im Japanischen sei das sehr kompliziert. Also bin ich darauf nicht zurückgekommen.

Wir waren damit uns selbst überlassen. Natürlich wollten wir versuchen, uns trotz der sieben Stunden Zeitdifferenz möglichst gleich an den japanischen Tagesrhythmus zu gewöhnen. Mit einem Plan des Universitätsgeländes in der Hand haben wir uns aufgemacht, die neue Umgebung zu erkunden. Innerhalb des Campus ist der Weg für Fußgänger zwar sehr verwinkelt, aber es gibt ein ausgezeichnetes Netz von Wegweisern mit einer Farbmarkierung der einzelnen Distrikte. Wir lebten etwa im hellblauen Bezirk, während das Hauptgebäude mit den Vortragsräumen und der Mensa im Dunkelvioletten liegt. So konnte man sich das Auswendiglernen ellenlanger Bereichsbezeichnungen ersparen. Unser Lageplan war allerdings nicht sehr zuverlässig; wir standen beispielsweise plötzlich vor einem nicht eingezeichneten Zaun oder einer Baustelle und konnten nicht weiter. Weil wir aber alle Zeit des Tages zur Verfügung hatten, war das nicht weiter problematisch. Der ringsum eingezäunte Campus wird von einer kleinen Straße durchschnitten, die man in einem kombinierten Geh- und Fahrtunnel unterquert; offensichtlich sind Verhaltensmaßregeln für die Passanten auf Schilder und auf den Boden gemalt, verstanden habe ich sie



FIGUR 4. *Campusplan*

aber nie. Daher haben wir uns auf der schmalen unübersichtlichen Fahrbahn an den Mittelstreifen gehalten, in der Hoffnung, so am wenigstens gefährdet zu sein.

Die Mensa war bald gefunden; auch wenn wir noch nicht wirklich Hunger hatten, so wollten wir doch gegen zwölf Uhr dem Beispiel der Japaner folgen. Sie ist zweigeteilt: An einer Essenstheke zeigen auf einem Ständer knapp zwanzig Farbfotos verschiedene Gerichte, deren Motive sicher für die Japaner, für uns aber nicht am ersten Tag zweifelsfrei zu identifizieren waren. Darunter stehen eine Nummer sowie ein Preis in arabischen Ziffern; im Laufe der Zeit haben wir festgestellt, dass die Mensapreise im Gegensatz zu denen vieler Restaurants für unsere Verhältnisse moderat sind. Gibt man in einen danebenstehenden

Automaten die gewünschte Nummer ein und füttert ihn mit Geld, so erhielt man eine Marke, die man an der Theke abgibt. Zuzuschauen, was die anderen machten und es dann zu imitieren war anschließend das einzig mögliche Vorgehen für uns. Eventuelle Fragen des Personals ließen sich nur mit einem freundlichen Lächeln und einem bedauernden Achselzucken beantworten.

Möglicherweise auf Grund der Müdigkeit stand mir der Sinn nach einer einfachen Brühe. Also sind wir zur zweiten Theke gegangen, wo man die Speisen weitgehend direkt anschauen konnte. Als ich keine Suppe fand, habe ich ungeniert wie Professoren aussehende Leute angesprochen: „Do you speak English?“ Die ersten beiden Antworten konnte man nur als ein Nein interpretieren. Dann fiel mir ein, daß wohl auch im universitären Bereich viele Leute ihre Englischkenntnisse verleugnen, um sich nicht peinlichen Situationen auszusetzen. Denn die folgenden Tage zeigten, daß wir fast ausnahmslos freundlichen und hilfsbereiten Menschen begegnet sind. Also habe ich den Dritten und Vierten anders gefragt: „Where could I find a soup?“ In gebrochenem English mit sichtlichem Bemühen zu helfen wurde mir alles mögliche andere erklärt, bis mir bewußt wurde, daß ich die Bedeutung des Wortes „soup“ nicht übermitteln konnte. So mußte ich mich bemühen, ohne Gesichtsverlust für eine der beiden Seiten das Gespräch zu beenden. Es hat lange gedauert, bis ich genügend Mut zu einem fünften Versuch hatte. Aber dieser wurde dann belohnt. Der Japaner informierte mich, wo es eine *Miso* - Suppe gab. Und nachdem ich mich genügend verbeugt und mein *dômo arigatô*^{c)} (vielen Dank) untergebracht hatte, was das übliche freundliche Lächeln hervorrief, kam er nach wenigen Minuten noch einmal zurück und wies mich darauf hin, wo es auch eine „western soup“ gebe. Meiner leichten Magenunpäßlichkeit wegen habe ich das erfreut zur Kenntnis genommen. Als ich sie aber an der Theke ordern wollte, gab es Probleme. Wenn ich das richtig verstanden habe, wurde sie nur in Kombination mit Anderem abgegeben. So bin ich also bei der *Miso* - Suppe geblieben, die laut Reiseführer aus gegorener Sojapaste aufgekocht und mit Gemüse oder auch getrocknetem Fisch veredelt wird; zu meiner Überraschung wurden nur 21 Yen berechnet! Ein zusätzlicher kleiner Becher mit Joghurt brachte mich auf den Boden üblicherer Preise in Japan zurück. Zwar gab es neben den für Suppen ungeeigneten Stäbchen auch die typischen chinesischen Porzellanlöffel, aber man darf die Suppenschale auch an den Mund setzen und trinken. Mir schmeckte die *Miso* jedenfalls so gut, daß ich sie in der Folgezeit meistens zu anderen Speisen hinzugenommen habe. Grünen Tee konnte man sich übrigens jederzeit frei aus einem Automaten holen.

Nach dem Mittagessen haben wir uns eine Siesta gegönnt, großzügig hatten wir uns einen Zeitraum von zwei Stunden gegeben, aber es waren doch drei vergangen, als Gottfried an meine Zimmertür klopfte. Die Schelle daneben war irgendwie so diskret gestaltet, daß sie kaum jemals benutzt wurde. Wozu auch, das Klopfen tat es genau so gut. Jedenfalls waren wir nach der spärlichen Nachtruhe doch wohl noch nicht ganz so stark, wie wir uns das eingebildet hatten. Trotzdem wollten wir auch die Umgebung außerhalb des Campus erkunden, insbesondere die Frage lösen, wie wir es mit dem Frühstück halten sollten: Irgendwo in einer Cafeteria oder aber im eigenen Zimmer. Das Einfachste schien zu sein, sich in dem Büro des International House zu erkundigen. Die Damen waren sehr hilfsbereit und zuvorkommend; mit dem Englischen gab es keine Probleme, aber nach den morgendlichen Öffnungszeiten von Cafés hatte wohl noch niemand gefragt, so

^{c)} Vokale werden kurz gesprochen, wenn sie nicht durch ^ gelängt und dann häufig betont werden.

daß diese erst telefonisch eingeholt werden mußten. Das Resultat war ernüchternd, die meisten öffneten erst gegen elf Uhr. Anderes mußten wir selber herausfinden. Da sich das Wetter verschlechtert hatte, der Himmel grau verhangen war, haben wir auch nach den Wetteraussichten gefragt. Sofort hat man die Zeitung konsultiert, laut der es in den nächsten drei Tagen keinen Regen geben sollte. So brauchten wir keinen Schirm mitzunehmen.

Auf dem Sträßchen längs des Campus gab es viele Restaurants und Geschäfte, und eigentlich mußten wir nur mit unserer lateinisch beschrifteten Karte vergleichen, was man wo finden sollte. Aber alle Häuser trugen ausschließlich japanische Schriftzeichen, und selbst wenn man zu erkennen glaubte, es handele sich möglicherweise um ein Café, dann waren keine arabischen Ziffern zu entdecken, die vielleicht auf eine Öffnungszeit hindeuteten. Und mit Englischkenntnissen war in aller Regel bei Straßenpassanten nicht zu rechnen. Weil wir am darauffolgenden Morgen gegen 9.30 für unsere Fahrt nach Kyôto abgeholt werden sollten, mußten wir uns doch wohl mit den nötigen Rohstoffen für ein eigenes Frühstück versehen. Da sahen wir ein Geschäft „7/11“, auch ein „ampm“, wobei ich nie verstanden habe, ob die Namen Öffnungszeiten suggerieren sollen, jedenfalls sind beides Klein- oder Kleinstsupermarktketten. Ein drittes solches befindet sich dem S-Bahnhof gegenüber, wo wir schließlich das meiste eingekauft haben. Bei dem, was wir suchten, ließ sich aus den Verpackungen jeweils der Inhalt erraten. Als wir das Geschäft verließen, war es draußen schlagartig dunkel geworden; die kurze südliche Dämmerung machte sich bemerkbar, aber über dem Bahnhof türmten sich pechschwarze Gewitterwolken auf, die ein drohendes Donnern hören ließen. Etwas verschreckt haben wir uns eiligst auf den Weg zur Mensa gemacht, obwohl es erst achtzehn Uhr war. Wir haben sie mit knapper Not erreicht, bevor das Unwetter mit Platzregen, pausenlosen Blitzen und heftigem Donner losbrach. Gerade noch Glück gehabt! So geht das halt mit Wettervorhersagen.

Wir kamen uns in der Mensa nun schon etwas vertrauter vor. Ich habe mich für Bild 14 mit einer Schale voll Nudelsuppe, die dünnen chinesischen *ramen* - Nudeln, wie wir später gelernt haben, und Gemüse wie Fleischeinlage entschieden, Gottfried für Nummer 11, ein vegetarisches Analogon. Mit Porzellanlöffel und Stäbchen bewaffnet haben wir uns an einen Tisch in den nahegelegenen Eßraum gesetzt, in dem außer uns nur Japaner waren, und uns über die durchaus wohlschmeckenden Suppen hergemacht. Nur die Spaghetti bereiteten Probleme: Aufwickeln auf die Stäbchen funktionierte nicht; nahm man jedoch eine Portion einfach so in den Mund, dann hing der lange Rest herunter. Mit den Stäbchen jeweils eine Portion auf den Löffel zu laden und dann diese herunterzuschlüpfen (in Japan ein Zeichen der Zufriedenheit mit der Mahlzeit) sah merkwürdig aus. Erst verstohlene Blicke in die Nachbarschaft brachten die Erlösung. Die meisten dort nahmen in der Tat die Nudeln mit den Stäbchen in den Mund und schoben mehrfach nach, bis sie den Rest abbissen und ungeniert wieder in die Schale fallen ließen. Das konnten wir natürlich auch. Die dünn geschnittene Fleischeinlage ließ sich mit dem Suppenlöffel und den Stäbchen in der Schüssel in mundgerechte Bissen zerreißen.

In die Wohnung zurückgekehrt wollte ich aus dem geteilten Kühlschrank das Mineralwasser zum Trinken herausholen. Ich hatte mich schon morgens über die Zweiteilung gewundert, aber zwischen den Teilen optisch keinen Unterschied erkennen können. Das ging nun umso leichter: Oben war die Plastikflasche samt ihrem Inhalt zu einem unförmigen Eisklumpen gefroren, also handelte es sich um ein Eisfach. Glücklicherweise war nichts Ernsthaftes passiert. Als nächstes galt es, die Klimaanlage zu verstehen, deren Aufschriften

ausnahmslos japanisch waren. Im Laufe der Zeit habe ich unter den Verhaltensmaßregeln für den konformen Gast auch eine englische Erklärung (guideline for residents) für die Klimaanlage und so etwas wie eine Sprechanlage gefunden, mit der man wohl in einem Notfall Hilfe herbeirufen kann. Um letztere habe ich mich aber gar nicht erst bemüht. Des weiteren gab es die Warmwasseranlage zu beherrschen, wozu ich jedoch erst durch Mithilfe nach Tagen gekommen bin. Des nachts leuchteten überall im Zimmer kleine Lämpchen auf, die anzeigten, wie vertechnisiert wir lebten. Und schließlich das Telefon, das sich auch für interne Zwecke als nützlich herausstellte: Wenn man die Nummern der einzelnen Räume kannte, brauchte man diese nur ohne weitere Vornummern einzugeben und hatte Direktkontakt mit den anderen, teilweise doch etwas entfernt liegenden Zimmern. Und es gab einen kostenlosen Weckdienst: Nach einer 11 die gewünschte Weckzeit vierstellig eingeben und die freundliche Stimme: „The time is set for ...“ samt der japanischen Übersetzung abwarten. Davon habe ich gerade in Anbetracht der Zeitumstellung gern Gebrauch gemacht. — Mit einem halben Liter Bier als Schlummertrunk habe ich mich am ersten Abend gegen neun Uhr hingelegt in der Hoffnung auf eine erholsame Nacht.

Donnerstag, der 4. September

Die Nacht verlief dann doch nicht so ruhig wie erhofft. Als ich kurz nach Mitternacht aufwachte, hatte ich das Gefühl, wohlerholt von einem längeren Mittagsschlaf aufstehen zu können. Gegen meine sonstige Gewohnheit habe ich dann doch gegen ein Uhr zwei Tabletten Ivel genommen, die mir halfen, mal zu schlafen, mal zu dämmern, bis ich mich gegen sieben erhoben habe, ehe um halb acht der Telefonweckdienst klingelte. So habe ich neugierig ein wenig mehr mein neues Zimmer betrachtet. Offensichtlich ist man auf Gäste aus aller Herren Länder vorbereitet. Am Bett klebt ein Hinweis: „No smoking in bed“, an der Wand ein „Posting up, scribbling and nailing are prohibited“. In der Badewanne pappt die Vorschrift, beim Duschen den Duschvorhang nach innen zu ziehen; die Füllhöhe der Wanne wird angezeigt. Etwas mühsamer war es, weil so tief angebracht, die Bedienungsanleitung für die Toilette zu lesen: Als erstes sei der Deckel hochzuheben, dann habe man sich vorwärts und nicht rückwärts darauf zu setzen. In der Tat funktionieren japanische WC-Becken anders herum als die unsrigen. So haben wir später in besseren Etablissements jeweils eine Tür mit der Aufschrift „WC - Western style“ und eine mit „WC - Japanese style“ gefunden. In letzteres habe ich durchaus hineingeschaut, hätte aber Mühe gehabt, damit fertig zu werden. Weiter gibt es die Vorschrift, nur hauseigenes WC-Papier zu benutzen. Glücklicherweise waren wir auf die Besonderheit eingestellt, daß Handtücher und Waschlappen in Japan als etwas sehr Intimes angesehen werden, also in aller Regel vom Gast mitzubringen sind. Da ich jeden Tag eine Dusche genommen habe, war ich vor allem auf meine persönlichen Handtücher angewiesen. Das eigene Geschirrtuch erwies sich ebenfalls als sehr nützlich, Wischlappen haben wir dann dazugekauft.

Nach dem gemeinsamen Frühstück in meinem Zimmer, bei dem wir rasch feststellten, was uns alles noch fehlte, kam um 9.30 pünktlich Masahura Ishikawa, ein Schüler von Norbert A'Campo, der uns zum Zug nach Kyôto geleiten sollte, trotz der erheblichen Hitze elegant im schwarzen Anzug mit Schlips. Das Taxi der Mittelklasse trug auf allen Rückenlehnen und Kopfstützen Häkeldeckchen, der Fahrer weiße Handschuhe, was wir dann später auch bei Bus- und S-Bahnfahrern als eine Selbstverständlichkeit wiedersahen. Offensichtlich schien es unserem Begleiter nicht gut genug für uns, den Vorortzug zu benutzen, so daß sich das Taxi etwa fünfundsiebzig Minuten durch dichten Verkehr quälte,

bisweilen kleine Nebenstraßen benutzend, um zur Bahnstation Megūro^{d)} zu kommen. Das kostete dann inklusive der Steuern etwa 4500 Yen, während die Fahrt mit der S-Bahn gut zehn Minuten gedauert und für drei Personen 450 Yen gekostet hätte. So etwas haben wir folglich nie wieder gemacht. Immerhin hatte ich viel Zeit, mir während der Fahrt die Autokennzeichen anzusehen. Nach zwei Zeichen in *kanji*-Schrift, nämlich drei in Pyramidenform angeordneten Quadraten und drei senkrechten Strichen, kam eine Zahl in arabischen Ziffern, deren letzte zwei meist sehr viel größer geschrieben waren. Irgendwann habe ich herausbekommen, daß die *kanji*-Zeichen den Stadtteil *Shinagawa* bezeichnen, wobei *gawa* das Zeichen für Fluß ist, vgl. Figur 1. In Megūro sind wir in die Ringbahn von Tōkyō gestiegen, die weitgehend überirdisch verkehrende Yamanote-Linie; unsere Fahrkarte für den Schnellzug nach Kyōto war bereits hier gültig. In etwa zwanzig Minuten erreichten wir die zentrale, einfach Tōkyō genannte Station mit dem Bahnhof des *Shinkan-sen*, des berühmten Schnellzuges, der die japanische Eisenbahn auch in Deutschland bekannt gemacht hat.

Weil wir über die Mittagszeit im Zug sitzen mußten, wollten wir etwas zu Essen mitnehmen. Die Zeit reichte, um in den Gängen unter den Gleislinien mit den vielen kleinen Geschäften etwas auszusuchen, was wiederum mit Fotos angepriesen war. Also zeigte ich auf eine Kombination von Kasseler, kleinen Nudeln, Erbsen und für mich weniger identifizierbarem Gemüse für 680 Yen. Alles war sorgfältig in einer Schachtel verpackt, dazu Erfrischungstuch und Stäbchen. Auf ihr stand als einziges Wort in lateinischen Buchstaben „*bentō*“; so hieß das Gericht also (in Wahrheit meint „*bentō*“ in Neudeutsch schlichtweg Lunchbox). Einem meiner sonstigen Prinzipien bin ich hier untreu geworden und habe als Getränk eine Coca genommen; schließlich wollte ich möglichst wach bleiben. An einem Informationsstand erhielten wir ein Heftchen, daß nicht nur auf Englisch die Einzelheiten des Zuges, die Fahrkarten etc. erläuterte, sondern auch einen Plan des Japan Rail (JR) Netzes enthielt. Er war zwar so klein bezeichnet, daß ich bisweilen Mühe mit dem Entziffern hatte, aber er hat mir dennoch während des ganzen Aufenthaltes unverzichtbare Dienste geleistet. Später merkte ich allerdings, daß es eine Reihe anderer, nicht verzeichneter Privatbahnen gibt, die wir häufig benutzen mußten. Das hat dann die Spannung beim Fahren sehr erhöht.



FIGUR 5. *Shinkan-sen*

^{d)} In der Aussprache werden auslautende *u* und *i* häufig unterdrückt, bisweilen auch innerhalb des Wortes. Meine Privatnotation dafür ist etwa *ü*. Darüber hinaus wird das *g* oft mit einem vorgeschalteten *n* ausgesprochen, mit dem sich eine Aussprache „*ng*“ wie im deutschen Wort Menge ergibt. Bei englischen Ansagen wird das wohl im Interesse der Ausländer vielfach nicht berücksichtigt, so daß man nur in japanischen Ankündigungen die echte Aussprache der Wörter erfährt.

Auf Gleis 16 stand der *Shinkansen* bereit, bis zum Einsteigen mußte man allerdings noch warten. Sowieso waren die Bahnsteige entlang den Gleisen mit Gittern abgesperrt, und nur an präzise eingehaltenen Stellen gab es sich öffnende Tore. Die Japaner sind in der Regel außerordentlich diszipliniert im Schlangebild. Hier war das nicht so wichtig, da die Plätze reserviert sein sollten, vor allem in der schnellsten Variante, dem *nozomi*, die Masahura Ishikawa eigentlich entgegen Annettes Auftrag für 14 000 Yen gekauft hatte; trotz der mit Halten in Yokohama und Nagoya in nur gut zwei Stunden zurückgelegten 500 Kilometer nach Kyôto ein stolzer Preis. Die Ausstattung des Zuges war hervorragend, man saß in Zweierreihen mit dem Blick nach vorne. Offensichtlich konnte man die Sitze für die Rückfahrt drehen, so daß nie jemand rückwärts fahren mußte. Über den Großraumabteiltüren leuchtete ein Laufband auf, welches nicht nur ausführliche Fahrtinformationen, sondern gelegentlich auch Nachrichten, Börseninformationen etc. präsentierte. Das Wichtigste kam jeweils auch in englischer Sprache, ebenso wie die deutlich artikulierten Lautsprecherdurchsagen. Alle festen Inschriften auf den Plätzen, den Toiletten etc. waren auch in Brailleschrift ausgeführt. Das erinnerte mich an ungewohnte chromgelbe Streifen auf etwa 25×25 cm² großen Platten auf Bürgersteigen, in den Bahnhöfen und auf Plätzen. In der Regel wiesen sie ein flaches Relief von Längsstreifen auf, die aber gelegentlich durch fünfundzwanzig erhobene Punkte bzw. ein dazu senkrecht Band gepunkteter Platten ersetzt waren. Das hätte mir eigentlich zu denken geben können, aber ich brauchte erst den Hinweis von Annette, daß man in Japan sehr viel für die Blindenbetreuung tut und daß dies häufig angebrachte Orientierungshilfen sind, wobei die punktierten Platten an Kreuzungsstellen, vor Ampeln, Treppenstufen, vor Straßenübergängen und so weiter liegen.

Obwohl eine Minibar durch die Waggons geschoben wurde, sahen wir viele Fahrgäste ihr *bentô* herausholen und auf einem wie im Flugzeug herausklappbaren Tischchen verzehren. Wir hatten also zufällig das Landesübliche getan. Da Fotos belegen, daß man grundsätzlich vom *Shinkan-sen* aus den heiligen Berg Japans sehen kann, den 3700 Meter hohen *fuji-san*, haben wir den Schaffner auf Englisch danach gefragt. Offensichtlich verstand er unser Anliegen problemlos, suchte in seinen Unterlagen und zeigte uns die Zahl 12.06 mit einem Fingerzeig nach rechts. Da er es vermied, selber Englisch zu sprechen, war nicht klar, wieweit er dessen mächtig war. Obwohl er vorher mit einer unglaublichen Geschwindigkeit die Fahrkarten kontrolliert und gelocht hatte, nahm er sich für unsere Frage alle erforderliche Zeit; ich war sehr angetan.

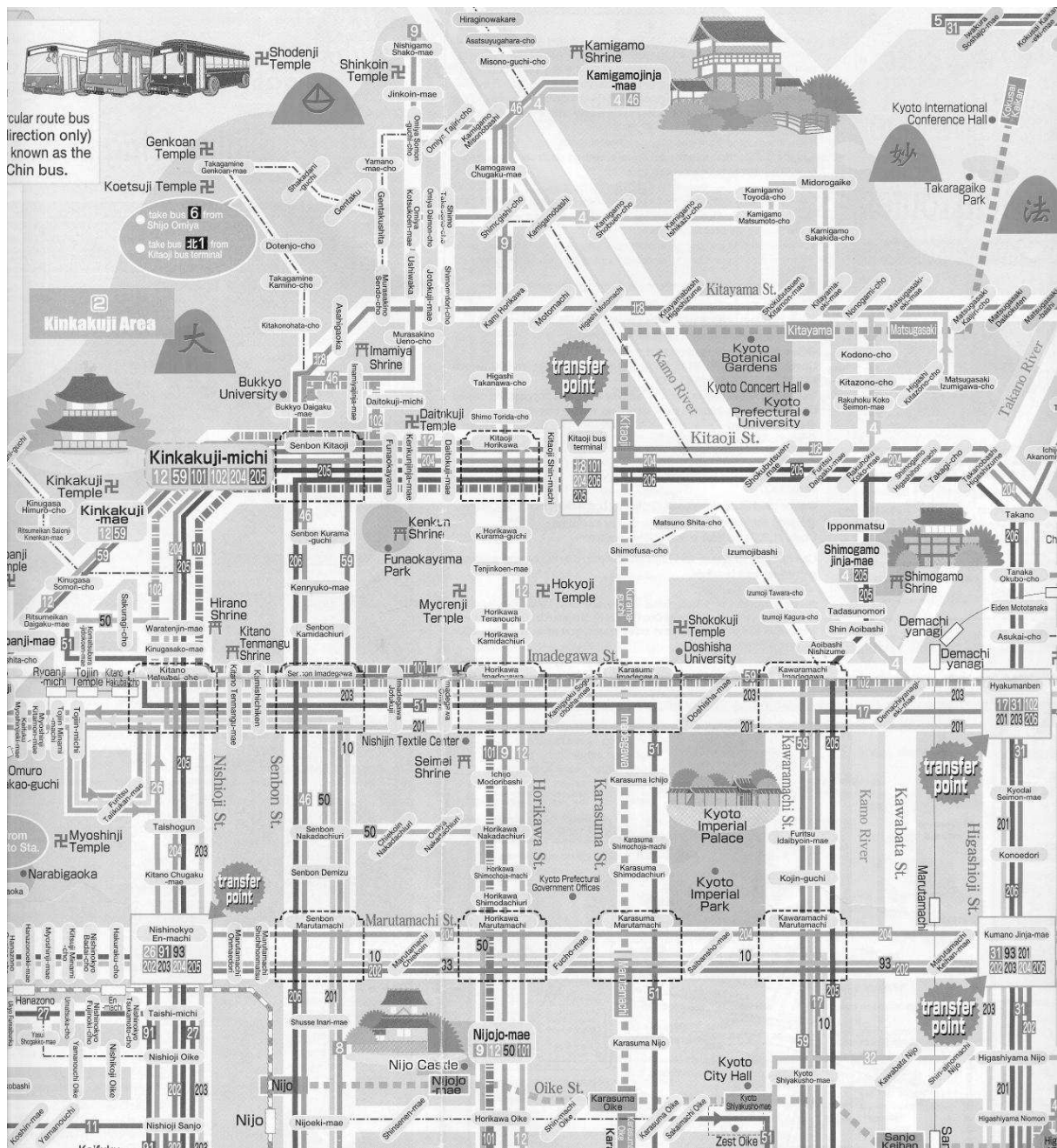
Die vorbeifliegende Landschaft beeindruckte, nachdem man den besiedelten Bereich endlich verlassen hatte, durch das viele Grün. Auch die Berge, soweit sie sich in dem etwas verhangenen Wetter zeigten, wiesen eine dichte Bewaldung auf, bei der mich immer wieder die Bambushaine faszinierten. In vielen kleinen Schluchten kamen sie bis nahe an die Bahnlinie heran, aber bei der Geschwindigkeit waren sie auch im Nu wieder verflogen. Vom Meer auf der linken Zugseite bekamen wir nur wenig zu sehen, vom Fuji-san auf der rechten in Anbetracht des Wetters überhaupt nichts. Nagoya, der zweite Halt, erwies sich als eine Stadt mit mehr als zwei Millionen Einwohnern, wo der Zug wieder durch endlose Häusermassen fuhr. Ich hatte mir das alles viel zu klein vorgestellt. Merkwürdig waren für uns mit grünen Netzen eingehüllte, auch nach oben in vielleicht vier Stockwerken Höhe abgedeckte Plätze, auf denen Golf oder Baseball geübt wurde. Sie ragten immer wieder häßlich und weithin sichtbar aus dem sonstigen Ambiente heraus. Die Sonne kam langsam zum Vorschein; während der Zug klimatisiert war, herrschte draußen bald wieder eine

Temperatur von über dreißig Grad. Und dann kam Kyôto in Sicht, auch ein Städtchen mit etwa 1,5 Millionen Einwohnern, das momentane Etappenziel.

Der Literatur hatte ich entnommen, daß in Japan ursprünglich jeder Herrscher zu Amtsantritt eine neue Stadt als Hauptstadt erkor, was sich aber zunehmend als unpraktisch erwies. Nach Nara wurde unter Kaiser Kammo im Jahre 794 in der Gegend des heutigen Kyôto eine neue Kaiserstadt gegründet, welche diese Funktion dann bis 1868 innehatte. Sie wurde auf freiem Feld schachbrettartig angelegt, was auch heute noch dem Stadtzentrum zu Grunde liegt (vgl. Figur 6); die den Fluß namens Kamo überquerenden Straßen wurden dabei schlichtweg durchnummeriert. Ursprüngliche Bezeichnung war *Heiankyô*, also Stadt des Friedens. Daraus wurde einerseits der heutige Name, andererseits trägt die kulturelle Epoche von 794 bis 1185 den Namen *Heian*-Periode, so wie die später zu erwähnende Zeit von 1185 bis 1333 die *Kamakura*-Periode und die von 1615 bis 1868 die *Edo* oder *Tokugawa*-Periode heißt. Auch heute noch gilt Kyôto als die kulturelle Hauptstadt Nippons.

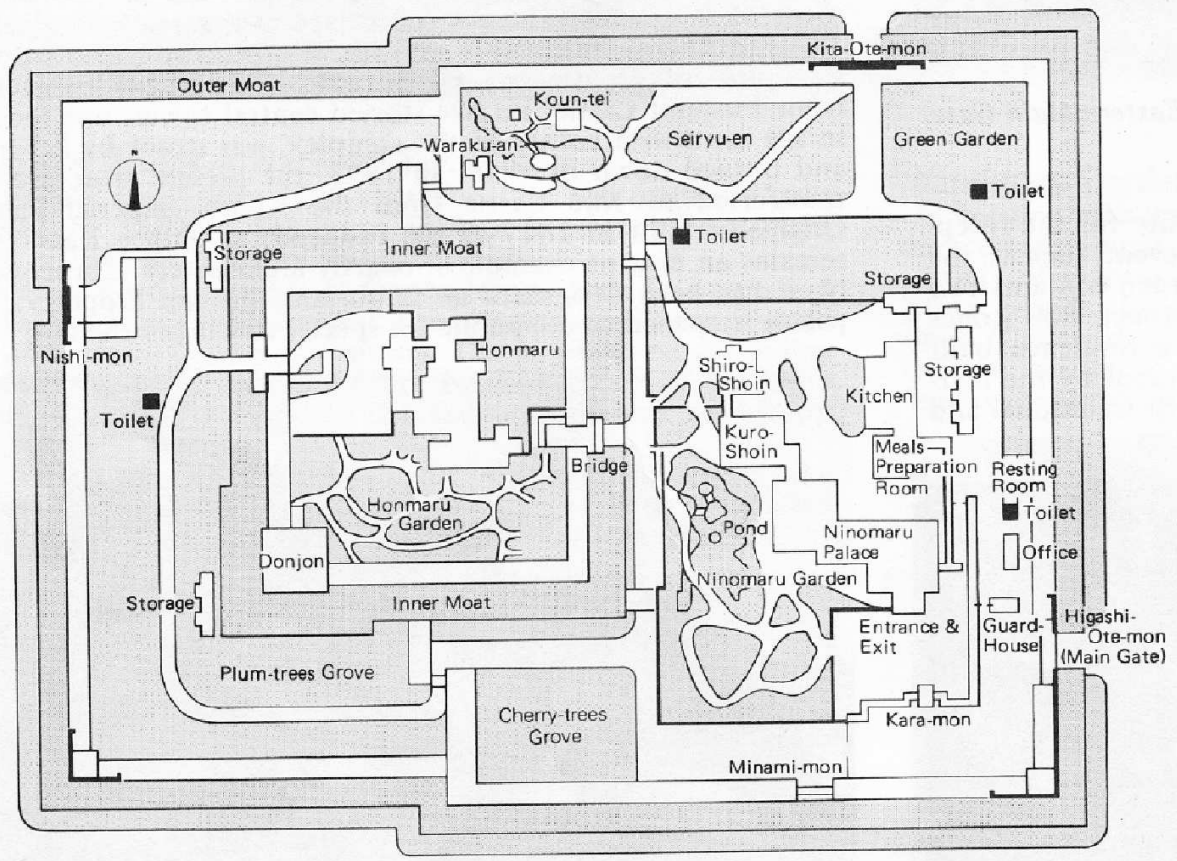
Annette hatte uns eine Zweitageskarte für die öffentlichen Verkehrsmittel besorgt, dazu den ausgezeichnet gemachten Übersichtsplan für Teile des öffentlichen Nahverkehrs, vgl. Figur 6; sie erwartete uns vor der Bahnhofssperre. Gottfried hatte per Internet im Palace Side Hotel auf der *Karasuma dôri* neben dem Kaiserpalast für zwei Nächte zwei Doppelzimmer für je 8000 Yen zuzüglich 5 % Steuern reserviert, die etwas preiswerteren Einzelzimmer waren bereits ausgebucht gewesen. Also sind wir mit der U-Bahn unter Annettes Führung vier Stationen Richtung Norden gefahren und am Rande des kaiserlichen Palastgartens ausgestiegen, von wo es zum Hotel nicht mehr weit war. Irritiert hat allerdings, daß uns auf dem schmalen Gehsteig ständig Fahrräder entgegenkamen oder überholten. Wir mußten erst lernen, daß dies in Japan Vorschrift ist; auch wenn die Radfahrer in der Regel sehr geschickt agierten, blieb mir das ein wenig unheimlich, insbesondere nachts, wenn sie ohne Licht fuhren. Im Hotel waren die Formalitäten rasch erledigt, das Zimmer inspiziert (selbstverständlich ohne Schuhe) und für gut befunden, und wir konnten noch von dem Tag profitieren, um etwas zu besichtigen. Glücklicherweise waren wir gemeinsam der Auffassung, wir sollten uns auf wenige Objekte beschränken; sich für Einzelheiten Zeit zu lassen bringe mehr als ein Versuch, möglichst viel zu sehen.

Für diesen Nachmittag stand das prächtige *Nijô-jô*, eine Burg oder ein Schloß der *shôgun*-Dynastie der *Tokugawa* auf dem Programm. Damit war von vornherein klar, um welche Geschichts- bzw. Kunstepoche es sich handeln würde, nämlich um die frühe *Edo*-Zeit. Begonnen wurde der Bau 1603 von dem ersten *Tokugawa-shôgun* Ieyasu, über dessen herausragende Bedeutung wir später in Nikkô sehr viel mehr erfahren sollten; wichtige Bauergänzungen gab es 1626. Er gehört wie vieles, was wir gesehen haben, zum Weltkulturerbe und gilt als ein Höhepunkt der *Momoyama*-Architektur, also der Zeit 1586 – 1615, allerdings durchmischt mit dem expressiven *Edo*-Stil. Gebaut wurde die Anlage, um die Macht des Shôguns zu zeigen; daher ist sie einerseits als Schloß viel prächtiger als der vergleichsweise nüchterne Kaiserpalast in Kyôto, andererseits aber nach außen durchaus wehrhaft angelegt und hat somit Burgcharakter. Wenn man durch das trutzige Osttor in die Palastanlage eintrat, erreichte man als Gegensatz ein sehr dekoratives Tor mit prächtigen, farbig gefaßten Schnitzarbeiten wie Drachen, Löwen, Pfauen mit vielen Ornamenten. Wir haben eine Zeitlang versucht, über den Unterschied zu chinesischer Kunst zu rätseln, bis jemand herausfand, daß dieses Tor das chinesische heißt. In einer eindrucksvollen Gartenanlage fanden wir einen Palast, in dem ich erstmals die mir nur aus Bildern bekannte



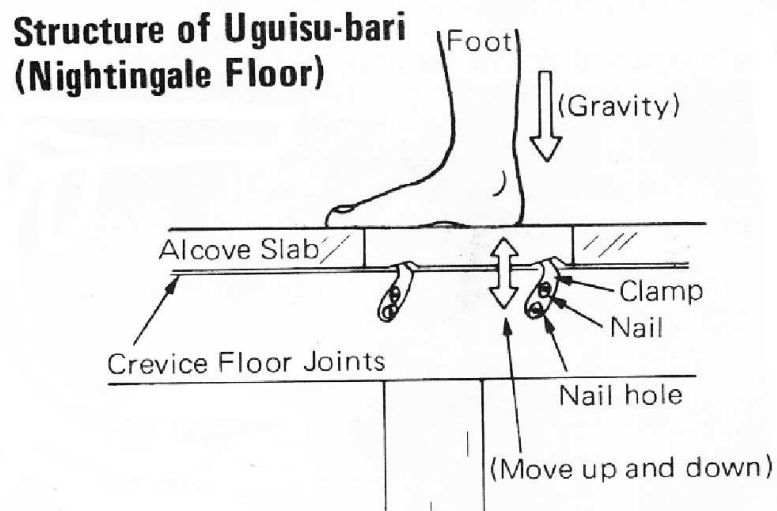
FIGUR 6. Stadtplan von Kyôto

klassische japanische Architektur unmittelbar erlebte. Beim Wandern durch die Gartenanlagen hörte man immer wieder völlig unerwartet Stimmen von Menschen, die seltsamerweise nirgends zu sehen waren. Erst später löste sich für mich dieses Rätsel: Die von außen massiv erscheinenden Wände des Palastes sind nichts weiter als in Holzständer gehängte, zarte, meist bewegliche Holzroste, die mit einem wie Pergament wirkenden gebrochenen weißen Material bedeckt sind, was zwar eine optische, aber keinerlei akustische Barriere darstellt. Wir hatten Glück: Der Honmaru-Palast ist nur im Herbst geöffnet. In seinem Inneren (vgl. Figur 9) offenbart sich das andersartige japanische Raumgefühl: Im Einklang

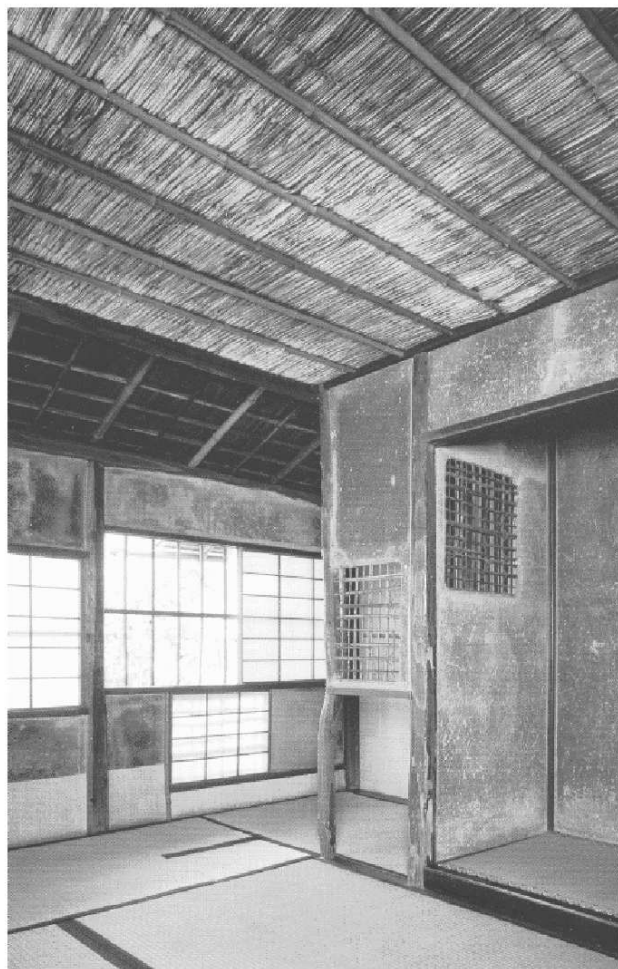


FIGUR 7. Grundriß des Nijō-jō

mit der Naturreligion des Shintō sollen Wände nicht etwas Trennendes, sondern Innen- und Außenraum Verbindendes sein.



FIGUR 8. Singende Dielen

FIGUR 9. *Innen-Außen-Raum*

Familie immerhin fast dreihundert Jahre die Macht im Lande erhalten hat. In diesem Palast sind als Sicherheitsmaßnahme die wie japanische Nachtigallen „singenden Flurdiele“ berühmt; wenn man über sie läuft, erzeugen sie einen eigentümlich klingenden hellen Ton, der jeden Passanten weithin verrät. Wie Figur 8 illustriert, sind im Boden Krampen eingelassen, die bei Belastung Nägel anreißen, welche dann zu klingen beginnen. Viele der Wände und Schiebetüren wurden von Malern der in Japan angesehenen Kanô-Schule ausgemalt, etwa mit einer riesigen knorrigen Kiefer auf Goldgrund, oder aber — von einem anderen Mitglied der Schule — mit einer feinen Landschaft.

Auf einem äußeren Umgang zwischen zwei Räumen hörte ich einen interessanten Vogel, der offensichtlich zwei sehr unterschiedliche Gesangsmotive verwendete, ein helles, melodisches bewegtes und ein statisches in tieferer Tonlage. Trotz aller Bemühungen ließ er sich jedoch im dichten Geäst nicht ausmachen, bis dann eine der Aufsichtspersonen kam und erläuterte, es handele sich um eine etwa fünf Zentimeter lange Zikade. Diese Tiere hatten mich in Japan sowieso vom ersten Tag an fasziniert. Eine Varietät in Tôkyô äußert sich in einem konstanten Schnarren, auf das sie sich beschleunigende, die Erregung steigernde, leicht abfallende kräftige Obertöne aufsetzt, bis sie auf dem Höhepunkt mit

Daher bieten zahlreiche, meist bemalte Schiebewände Öffnungsmöglichkeiten nach außen. Abgesehen von einer speziellen Nische, in die man ein Bild, Kalligraphie oder vielleicht auch eine Blume stellen kann, gibt es keinen zusätzlichen Wandschmuck. Die Raumgröße wird wie üblich in Tatami gemessen, den dicht gewebten Bodenmatten der festen Größe $90 \times 180 \text{ cm}^2$. Im Empfangsraum sind dem Shôgun ihre Reverenz erweisende Feudalfürsten sowie Hofschranzen figürlich dargestellt; neben der unterwürfigen Haltung fiel uns die Kopfbedeckung auf, eine dicht wie aus dünnem schwarzen Draht (obwohl es sicher ein anders Material war) geflochtene hohe Haube, die wir bei einer Shintozeremonie in Tôkyô später als auch noch heute gebräuchlich wiedersehen sollten. Hinter Papierwänden war früher offensichtlich die Palastwache verborgen, die jederzeit bei Gefahr eingreifen konnte. Auf Grund der kriegerischen Ereignisse, die Ieyasu bei der Unterjochung der anderen, *daimyô* genannten Feudalherren an die Macht gebracht hatten, führte er ein ausgeklügeltes Überwachungs- und Kontrollsystem ein, mit dem er für seine

einem Geschacker erstirbt. Keine provençalische Zikade kann da mithalten. Solche hörte man im Palast natürlich auch, in allen Preislagen, aber diese hier in Kyôto war einfach der Höhepunkt! — Immer neue Eindrücke ließen die Besichtigung fast zu viel werden, so daß es fast eine Erlösung war, als wir gegen 18 Uhr aufgefordert wurden, die Baulichkeiten zu verlassen.

Allmählich hungrig geworden fuhren wir mit der Buslinie 12 in den mehr im Westen gelegenen Stadtteil Gion. Dieser hatte sich im Laufe der Zeit zunächst zu einem Rotlichtmilieu entwickelt, heute ist er aber ein durchaus achtbares Viertel mit vielen Restaurants, welche die gehobene Atmosphäre früherer Jahre bewahrt haben. Allerdings schien sich das auch in den Preisen widerzuspiegeln, wobei nur Annette die vielen rein japanischen Anpreisungen entziffern konnte. Als wir aus dem Bus ausstiegen, kamen wir an den Yasaka-Schrein; aber Gottfried war zu müde für eine weitere Besichtigung, so daß wir darauf verzichteten. Auf die Hauptstraße zurückgekehrt haben wir uns an den Nachbildungen der Essensangebote orientiert und ein preiswerteres Restaurant im ersten Stock ausgesucht; vorher hatte ich nie verstanden, was die vielen Hinweise wie „1f“ wohl bedeuteten mochten. Mein Gericht bestand aus paniertem, dünn geschnittenen Schweinefleisch, kaltem Kartoffelbrei, Erbsen und mir nicht bekannten Gemüsen, was mir ebenso gut geschmeckt hat wie das Sapporobier. Die Rechnung haben wir gemäß japanischem Usus nahe dem Ausgang an der Kasse bezahlt, Trinkgeld ist dabei nicht üblich. Als uns während der Mahlzeit ein mit einer arg bekleckerten Schürze bekleideter Ober kaltes Wasser zum Trinken brachte, erkundigte er sich nach unserem Herkunftsland. Während wir an der Kasse standen, tauchte der Wirt auf und verabschiedete uns mit einem äußerst freundlichen „Auf Wiedersehen“, was wir natürlich gebührend gewürdigt haben. Dann hatte ich noch ein Erlebnis der besonderen Art: Auf der Herrentoilette, Typ Western Style, stand ein hypermodernes Becken mit verwirrenden technischen Raffinessen. Als einziges schien mir eine Wasserspülung von unten in Form eines artesischen Brunnens verständlich. Alle Kommentare waren rein japanisch; Annette konnte ich ja wohl nicht holen, so habe ich darauf verzichtet, das Wunderwerk auszuprobieren. — Nach einem kurzen Gang durch eine der überdachten Einkaufszeilen mit einer Fülle glitzernder Geschäfte fühlte ich mich dann doch erschöpft; die beiden haben mich ins Hotel gebracht und sind erneut losgezogen; leider bekamen sie nur noch mit, wie ein Geschäft nach dem anderen schloß und die Schotten dicht machte, so daß sich der Zauber der Straße in öde Langeweile verwandelte. Währenddessen habe ich versucht, mich am Fernsehen mit einem belanglosen amerikanischen Film mit japanischen Untertiteln bis etwas zehn Uhr wachzuhalten, was mühsam genug war, um dann nach einem Bier einzuschlafen.

Freitag, der 5. September

Allerdings wiederholte sich die Erfahrung der Vornacht, so daß ich gegen zwei Uhr erneut Iveltabletten genommen habe. Dabei habe ich von einer Einrichtung profitiert, die mir schon in meinem Zimmer in Tôkyô aufgefallen war: An einem Magneten in Reichweite des Bettes, hing eine ziemlich dicke, rotsilberne Taschenlampe; beim nächtlichen Suchen nach irgendeinem Lichtschalter ertastete ich sie unmittelbar, so daß ich auf sonstiges Licht verzichten konnte. Damit war mir spontan klar, daß man so in einem Notfall (etwa bei einem Erdbeben, von denen es jährlich etwa 1000 in Japan geben soll, auch wenn die meisten nur für Seismographen registrierbar sind) schnell und netzunabhängig Licht zur Hand hat. Zu mehr als einem häufig unterbrochenen Dämmern hat mir das

Schlafmittel jedoch nicht verholphen. Immer wieder mal ein Blick auf den Radiowecker zeigte, wie quälend langsam die Zeit verstrich, 6.37 war die letzte Information gewesen. Als allerdings Gottfried um halb neun aus dem Nebenzimmer anrief, weil wir uns für acht Uhr zum Kaffeetrinken verabredet hatten, da kam ich aus tiefstem Schlaf und war völlig durcheinander. Immerhin wollte uns Annette um neun nach dem Frühstück abholen. Dieses war übrigens nicht im Übernachtungspreis inbegriffen, 1050 Yen kostete der Zugang zum Frühstücksbuffet. Wir konnten nun auf Annettes Rat warten, was aus dem reichhaltigen Angebot landestypisch war. Natürlich eine Form der *Miso*-Suppe, ein rohes Ei im Glas, etwas Seetangsalat. Auf Reis haben wir verzichtet, die *onigiri* genannten, mit Pickles gefüllten und mit Seetang unwickelten Reisdreiecke haben wir erst auf dem Rückflug in natura kennengelernt. Statt dessen haben wir eine gute japanische Basis für den Tag ergänzt durch westliche Angebote, insbesondere durch Müsli mit Joghurt. Während Gottfried und ich sich ausführlich stärkten, sah Annette draußen vor der Glasschiebetür eine faszinierende, etwa acht Zentimeter lange leuchtend gelbe Schmetterlingsraupe mit langen weißen Haarbüscheln vorbeikriechen, die uns wieder einmal daran erinnerte, wie weit südlich Kyôto liegt.

Unser erstes Ziel an diesem Tag war der Tempel *Ryôan-ji* im Nordwesten der alten Stadt, berühmt vor allem für seinen Zen-Felsengarten aus dem Jahre 1473. Durch eine grüne Anlage mit mächtigen Bäumen und einem mit feinstem saftigen Moos bedeckten Boden stieg man begleitet vom intensiven Gesang der Zikaden empor; samtschwarze große Schmetterlinge mit Schwalbenschwänzen an den Hinterflügeln torkelten von Trichterblüte zu Trichterblüte. Auf dem Weg fanden wir als Zeichen der Vergänglichkeit eine tote Zikade, über fünf Zentimeter lang, mit den dachförmig über den Hinterleib gefalteten graubraun pigmentierten Deckflügeln und rostbraunen Hinterflügeln, für den Hobby-Entomologen eine einmalige Gelegenheit, das sonst so verborgene Tier zu Hause genauer zu studieren. Sorgfältig habe ich es in weiches Toilettenpapier gehüllt (damit war ich gemäß den Warnungen aus der Literatur reichlich versorgt) und mitgenommen. Weil ich es nicht fachgemäß präparieren konnte, habe ich es gefriergetrocknet und in einem unzerbrechlichen Glas transportiert. Als ich Annette davon erzählte, bekam sie leuchtende Augen für ihre Kinder. Da habe ich versprochen, eine weitere zu suchen, was dann aber nicht erfolgreich war. Am Ende unserer Fahrt sah ich so eine Gelegenheit, mich für die fürsorgliche und sachkundige Betreuung mit etwas zu bedanken, was sich nicht kaufen ließ.



FIGUR 10. *Rituelles Wasserbecken*

Ehe man den Tempel betrat, reinigte man sich an einem kleinen Wasserbecken mit dem üblichen Schöpflöffel (vgl. Figur 10), dessen Schale die Form eines Bambusquerschnittes hat und der aus Holz, manchmal aber auch aus Kupfer ist, mit einem langen dünnen Stil. Dieses steinerne Waschbecken verkündete eine Zen-Weisheit: „Ich lerne nur, um zufrieden zu werden.“ Durch eine Halle betrat man dann den Tempel und erreichte eine breite Holzterrasse, die zum Steingarten hinabführt, einem Garten der Meditation par excellence. Umschlossen von einer ziegelbedachten Lehmwand sieht man eine

Fläche weitgehend längs geharkter hellgrauer Schottersteine, darin dunkle Felsbrocken in drei Gruppen zu drei, fünf und sieben aufgeteilt, umgeben von kreisförmigen Harkspuren. Das Raffinesse liegt in einer unglaublichen Vereinfachung und Abstraktion, die es dem Meditierenden erlauben soll, selbst zu sehen, was nicht konkret vorgegeben ist. Auch wenn der Besucherandrang an dem Morgen nicht übermäßig war, so fehlte dazu dennoch die nötige Beschaulichkeit. Über diesen Garten flogen immer wieder große rostbraune Schmetterlinge, aber so zielstrebig, daß wir davon irritiert wurden. Erst als sich einer auf einen nahegelegenen Balken setzte, enttarnte er sich als Zikade der Art, die ich vorher gefunden hatte.



FIGUR 11. *Felsen Garten*

Nächstes Ziel war die Tempelanlage *Rokuon-ji*, von der ein Gebäude unter dem Namen „Goldener Tempel“ berühmt geworden ist. Ein psychisch gestörter Zen-Novize hat das ursprünglich 1397 errichtete Bauwerk im Jahre 1950 aus Eifersucht auf dessen Schönheit angezündet und vollständig vernichtet, was Yukio Mishima in einem auch in westliche Sprachen übertragenen Roman „Der Tempelbrand“, in einer anderen Übersetzung „Der goldene Pavillon“ analysiert hat; danach wurde das Bauwerk originalgetreu wiederhergestellt. Seine drei auf Holzpfähle gegründeten Stockwerke dienten unterschiedlichen Funktionen und repräsentieren gleichzeitig verschiedene Baustile: Das Erdgeschoß im weißen Fachwerkbau beherbergte den Aufenthaltsraum des Shôgun, im ersten Obergeschoß mit geschwungenem Dach, ansonsten aber von einfacherer *Kamakura*-Bauweise, sollten Gäste verweilen, das zweite Obergeschoß im chinesischen Zen-Stil erfüllte religiöse Zwecke. Ein einheitliches Gold der beiden Obergeschosse verbindet diese optisch miteinander. Und alles verdoppelt sich bei ruhigem Wasser im davor liegenden Spiegel-See mit einer grandiosen grünen Kulisse. Die Sonne brach immer wieder durch die leichte Bewölkung, so daß die

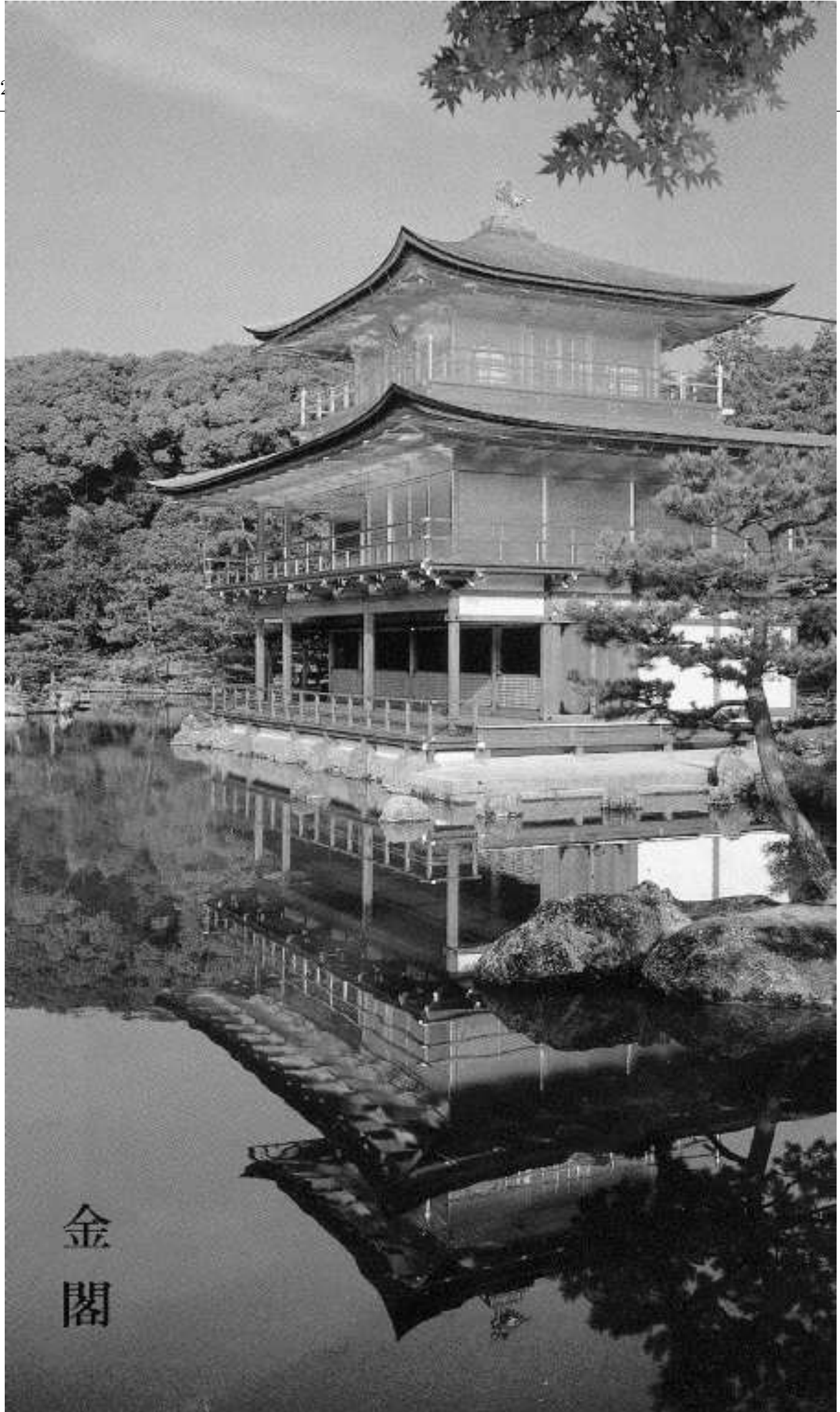
Lichtverhältnisse ständig variierten. Große Libellen mit hellblau leuchtendem Thoraxfleck schwirrten über den Teich, gelbgrüner Blütenstaub in großen, durch die Winde leicht verwirbelten Feldern auf der Wasseroberfläche übten einen zusätzlichen Reiz aus. Da konnten auch die Touristenströme nicht zu sehr stören; die vielen Reisegruppen mußte man einfach übersehen.

Vor Schreinen oder in Tempeln sahen wir immer wieder große Opferstöcke, solide Holzkisten mit einem Holzgrill auf der Oberseite, in die man weithin schallend Münzen wirft. Der Andächtige legt beide Hände vor der Brust zusammen, verneigt sich, und vor Shintoschreinen klatsche man zweimal in die Hände, um die Götter auf sich aufmerksam zu machen und um Unterstützung zu bitten. An den Wegen stehen alte, verwaschene Götterstatuen in vergleichsweise archaischer Ausführung, häufig von ebenfalls geworfenen Münzen umgeben. An Bäume, Sträucher oder auch eigens aufgestellte Ständer mit Drahtseilen pflegt man auf Zettel geschriebene Wünsche an die Götter zu binden; an manchen



FIGUR 13. *Wünsche auf Holztäfelchen*

Stellen stehen Kalligraphen bereit, deren schöne Schrift den Wünschen besonderen Nachdruck verleihen können. An anderen Stellen wurden die Wünsche statt dessen auf kleine Holztäfelchen geschrieben, deren Rückseiten Tierkreiszeichen trugen, und die an eigens dafür aufgestellten und gegen das Wetter geschützten Tafeln aufgehängt wurden. — Es erwies sich als unerwartet schwierig, Ansichtskarten zu kaufen; offensichtlich ist das keine



FIGUR 12. *Goldener Pavillon*

Sitte in Japan. Nachdem wir zunächst mancherorts Zehnerpacks gesehen hatten, aber keine Einzelkarten, haben wir unser Glück vergeblich im Buchhandel versucht. In der Nähe des Goldenen Tempels gab es schließlich zum ersten Male Karten als Einzelstücke, allerdings zu einem entsprechenden Preis. Ich habe sie trotzdem gekauft und war froh, ebenfalls die erforderlichen 70-Yen Briefmarken zu erhalten. Es hat mich zusätzlich gefreut, daß darauf eine Kohlmeise abgebildet war.



FIGUR 14. *Kimono*

Im Park bei den Touristen sahen wir endlich auch einige Kimonos. Sie werden sowohl vorne wie auch hinten mit einem gefalteten Kissen geschnürt. Dies hat einen praktischen Grund: Weil Kimonos von einheitlicher Länge sind, müssen sie geschickt so geschürzt werden, daß sie passen. In der Regel fertigt man sie aus erstklassigen Stoffen, daher können sie sehr teuer sein. Die Produktion berühmter Qualitätsstoffe bildete übrigens lange Zeit die wirtschaftliche Basis der Stadt Kyôto.

Die Zeit war uns wieder einmal davongelaufen; bei Beginn der kurzen Dämmerung trennten wir uns von Annette, die sich in der Universität Kyôto verabschieden wollte, während Gottfried und ich im Hotel ein wenig Erholung suchten. Dabei fiel mir in meinem Zimmer auf, daß wir im Gegensatz zu den allgemeinen Darstellungen der Reiseführer in diesem Haus nicht nur mit Handtüchern versorgt wurden; es gab auch Toilettenpapier, dabei das erste Blatt der Rolle liebevoll so spitz gefaltet, daß es nicht nur gut aussah, sondern auch bequem heruntergezogen werden konnte. Die bereitgestellten Slipper am Zimmereingang habe ich allerdings nicht benutzt, es war mir doch lieber, mein Domizil in Strümpfen zu betreten.

Gegen neunzehn Uhr holte Annette uns ab, und wir fuhren gemeinsam in den Nordosten zur Universität, wo Annette sich mit den Restaurants auskannte. Für uns bedeutete das erstmals die Möglichkeit, echt japanisch zu essen. Wir konnten an der Theke sitzend die Tätigkeit des Kochs beobachten. Ich war nämlich nicht daran interessiert, in eines der *Séparées* zu gehen, wo man in japanischer Manier an einem niedrigen Tisch auf dem Boden hockt, wozu ich einfach nicht in der Lage bin.

Andererseits wurden wir mit dem Blick auf die Zubereitung der Speisen belohnt. Statt der im Westen manchmal üblichen Erdnüsse gab es ein Schälchen mit dunkelgrünen Bohnen vorweg, deren Hülsen allerdings in den Abfall gehörten. Hauptgang war *sashimi*, eine phantasievoll garnierte Platte mit kleinen Stücken rohen Fisches, die man in die zuvor nach Belieben mit dem scharfen, rettichartigen *wasabi* gewürzte Sojasauce tunkte. Wenn ich mir auch nicht hatte vorstellen können, je rohen Fisch zu essen, so schmeckte dieser hier jedoch hervorragend. Man sagt, dazu sei es wichtig, daß er frisch sei. Andererseits muß er wohl tiefgefroren werden, um Parasiten abzutöten. Wie dem auch sei, wir waren hoch zufrieden. Es war eine Freude, wie rasch und geschickt der Koch von dem hellen und dem dunkelroten Lachs sowie von einem weißfleischigen Fisch mit elegantem Schwung Stücke abschnitt und auf einer Platte optisch wirkungsvoll garnierte. Bei der Vorbereitung anderer Speisen sahen wir, wie er mit scharfem Messer bei kleinen Fischen ober- und unterhalb der

Hauptgräte mit schnellen Schnitten diese samt dem Kopf herauspräparierte, die beiden erhaltenen Lappen in kleine Streifen zerlegte und kunstvoll auf einem Teller anordnete. Besonders beeindruckt war ich bei drei kleinen Tieren, deren Köpfe an Schwertfische erinnerte, welche er dann als Dekoration so auf den Teller legte, daß die Schwerter in einem Bündel nach oben zeigten, während die Gräten um eine Reisscheibe gedreht wurden. Dazu gab er neben die eßbaren Teile ein großes Blatt Basilikum und mir unbekannte Gemüse. Die Augen spielen für den Japaner beim Essen eine ebenso große Rolle wie der Gaumen.

Den letzten Bus für die Rückfahrt haben wir noch erreicht; Annette traute uns zu, trotz mehrfachen Umsteigens nunmehr allein das Hotel zu finden. In der Tat sind wir am Park des Kaiserpalastes ausgestiegen und ein Stückweit durch diesen gegangen, um die Radfahrer auf dem Gehweg zu vermeiden. Zwischen den alten Bäumen reflektierten Wolken den Lichtschein der Großstadt; im Kontrast zu der beschaulichen Ruhe war ein einzelnes WC-Häuschen erleuchtet und stieß von Zeit zu Zeit Klingeltöne aus, damit man es von überallher finden konnte. — Mit einem Bier haben wir uns die nötige Bettschwere verschafft und auf eine gute Nacht gehofft.

Samstag, der 6. September

In einer unruhigen Nacht war mein Versuch nicht sonderlich erfolgreich gewesen, Schlaftabletten durch Bier zu ersetzen. Einige Zeit habe ich Fernsehprogramme geschaut und ein wenig auf den Klang der japanischen Sprache geachtet. Irgendwann wurde die Briefarie der Tatjana aus Eugen Onegin auf russisch mit japanischen Untertiteln faszinierend vorgetragen; was allerdings anschließend in Tschaikowskis Oper Borodins Polowetzer Tänze als Ballett zu suchen hatten, blieb mir zunächst schleierhaft. Es handelte sich möglicherweise um eine Übertragung aus dem Bolschoi-Theater, denn unter den Zuschauern wurde Putin ins Bild geholt. Als aber von einer hinreißenden Primaballerina der Schwan von Saint-Saëns hingehaucht wurde, da verstand ich, daß es sich einfach um ein Potpourri berühmter Arien und Ballettstücke handelte. Trotzdem hat mich schließlich die Müdigkeit übermannt.

Diesmal kam ich rechtzeitig zum Frühstück. Irritiert hatte ich am Abend zuvor auf einem Schild im Hotel die Ankündigung gelesen, man erwarte für den kommenden Morgen ein „jam“, ohne das recht zu verstehen. Das erklärte sich nun nahezu von selbst: In der benachbarten anglikanischen Kirche, einer Seltenheit in Japan, wurde an dem Morgen ein neuer Bischof inthronisiert, offensichtlich ein internationales Ereignis, zu dem geistliche Gefäße aus vielen Ländern angereist waren. Sie trugen weiße Halskrägelchen wie katholische Priester, aber zu viele violette T-shirts, was mich dann zu einer Nachfrage veranlaßte. Trotz der vielen Gäste konnten wir in Ruhe unser gemischt japanisch-westliches Frühstück genießen.

Wir hatten die Zimmer zu räumen und unser Gepäck zum Bahnhof zu schaffen. Auch wenn es für mich nur eine Reisetasche war, so hatte ich nicht die Absicht, mich den ganzen Morgen damit zu belasten. Die U-Bahnstation war rasch erreicht, aber unsere Zweitageskarte abgelaufen. So kamen wir nicht durch die Sperre und lernten erstmals unbehütet, mit einem Fahrkartensystem fertig zu werden, das in Tôkyô unser tägliches Brot werden sollte. Wir fanden nämlich schließlich an einer Wand eine Batterie von Fahrkartenautomaten und oberhalb schematische Darstellungen des lokalen Verkehrsnetzes.

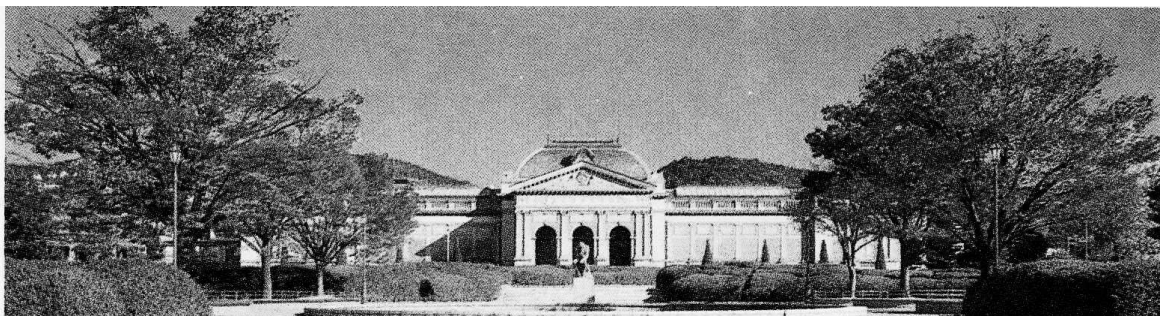


FIGUR 15. Fahrkartenkauf in der U-Bahn

Neben Schriftzeichen stehen dort Zahlen, bisweilen sind Namen und Erläuterungen rein japanisch. Ein freundlicher Herr, der unsere Verwirrung bemerkte, zeigte uns unaufgefordert, wo man 200 Yen einwerfen mußte. Dann leuchteten im Automaten eine Reihe roter Zahlen auf; wir mußten auf die 200 drücken, die Maschine spuckte eine Fahrkarte aus, welche die Sperre öffnete, sobald man das Billet in den Eingangsschlitz steckte. Blitzartig kam es einen Meter weiter wieder zum Vorschein; man durfte nur nicht vergessen, es wieder herauszunehmen. Denn auch die Ausgänge sind durch Sperren abgesichert, wo man in gleicher Weise die Karte verwendet. Bei dieser Gelegenheit verweigerte der Automat jedoch, den Fahrschein anzunehmen. Wieder waren wir ziemlich verwirrt, was den Aufsichtsbeamten aufmerksam machte. Er konnte uns klarmachen, daß wir 30 Yen nachzuzahlen hatten, was wir dann bei ihm getan haben und worauf er uns durch die Sperre ließ. Später habe ich das schon in den Reiseführern angedeutete Verfahren verstanden und als sehr praktisch empfunden: Im Zweifelsfall löst man im Fahrkartenautomaten die billigste Karte; im Zielbahnhof steht eine mit „fare adjust“ gekennzeichnete Maschine, die anzeigt, wieviel man nachzuzahlen hat; damit erhält man einen neuen Fahrschein, mit dem man die Sperre passieren kann.

Auf der gegenüberliegenden Seite des sehr modernen großen Hauptbahnhofes von Kyôto fanden wir schließlich ein Gepäckschließfach, in dem wir unsere Habseligkeiten verstauten. Erst auf dem Rückweg bemerkten wir, an wievielen Schließfächern wir achtlos vorbeigelaufen waren. Aber nun galt es, den Bus zum Kyôto National Museum zu finden. Schon in den Tagen zuvor waren wir uns darüber uneinig gewesen, ob Busse vor oder nach der Ampel halten. Aber weder die Linie 100 noch die 206, die oft an

uns vorbeiführen, hielt an einer dieser beiden fraglichen Stellen. Also sind wir dem Bus sozusagen entgegengegangen, wobei wir eine ziemlich spiralförmige Route beschrieben haben, was sich dann später aus der lokalen Verkehrsführung verstehen ließ. Glücklicherweise waren wir, als wir schließlich einen „Porta“ genannten Eingang in die Unterwelt fanden, wo allem Anschein nach die Busse abfahren. Und richtig, tief unten gab es an den Wänden wieder Übersichtspläne, und immerhin entdeckten wir, an welchem Bussteig der 206 abfahren sollte. Wir hatten uns mit Annette für zehn Uhr verabredet, und es wurde allerhöchste Zeit. Da kam uns wieder unaufgefordert ein freundlicher Angestellter zu Hilfe, der sich durch seine geringen Englischkenntnisse nicht abhalten ließ, nach unserem Ziel zu fragen. So konnte er uns erläutern, daß wir die falsche Richtung ausgewählt hatten und an welchem Bussteig wir wirklich mußten. Dann ging es zurück an die Oberwelt, und zu meiner Überraschung waren wir fast genau an dem Punkt wieder angelangt, wo unsere Suche begonnen hatte. Bei der Fülle von Information hatten wir die einzig wichtige schlichtweg übersehen. Der freundliche Angestellte kam die Treppe hinauf hinter uns hergelaufen und drückte Gottfried ein japanisches Prospekt mit der Aufforderung in die Hand, dies dem Busfahrer zu zeigen! Welch eine Hilfsbereitschaft! Am Bussteig 6 stand schon eine lange Schlange, jedenfalls mehr als eine Busladung voll. Aber als der Bus kam, rührte sich ein Großteil der Schlange gar nicht, einige Leute liefen von hinten an ihr vorbei, was wir dann auch taten, so daß wir problemlos einsteigen konnten. Aufgrund des Stadtplanes in der Hand war die Zielstation auch ohne weitere Hilfe als die erste nach der Flußüberquerung leicht ausgemacht. Mit fünfzehn Minuten Verspätung erreichten wir dann doch noch Annette, die schon geduldig vor dem Museum wartete.

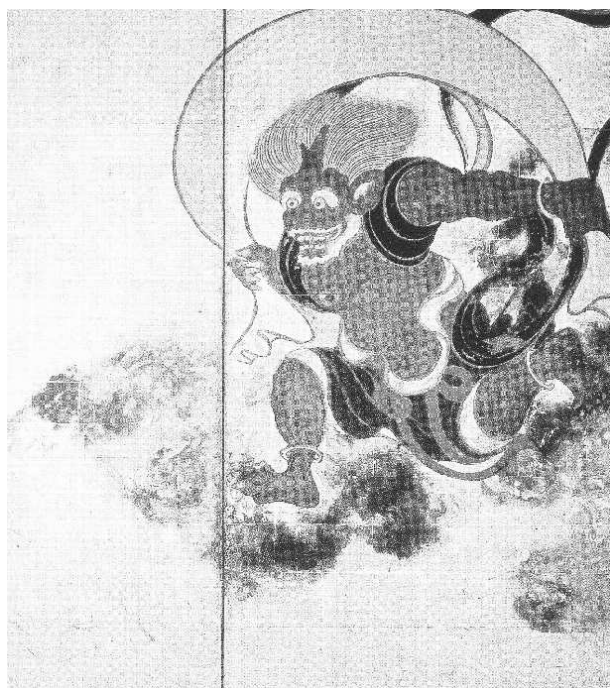


FIGUR 16. *Das Nationalmuseum in Kyôto*

Der älteste Teil ist ein roter Backsteinriegel, der als kaiserliches Museum gedient hatte. In seinem viktorianischen Stil stellt er ein signifikantes Beispiel für eine frühe Übernahme westlicher Baustile im neunzehnten Jahrhundert dar, als nach der von Commodore Perry um 1853 erzwungenen Öffnung des Landes wieder einmal das Ausland einen großen Einfluß auf Japan gewann. — Zunächst hat Annette uns die Kalligraphieabteilung erläutert, ein Thema, mit dem sie sich während ihres längeren Japanaufenthaltes aktiv auseinandergesetzt hatte. Diese Kunst spielt in Japan noch immer eine große Rolle: Ein dicker oder ein dünner Pinsel, die geeignete Verdünnung der selbstangerührten Tusche,

FIGUR 17. *Japanische Tuschzeichnung*

Druck und Geschwindigkeit der Pinselspitze lassen das Ergebnis ganz unterschiedlich und individuell ausfallen. Schon zwei *kanji* - Zeichen können ein großes Bildformat füllen.

FIGUR 18. *Windgott von einer Stellwand*

Es gab Exponate in Druckschrift, auch solche in Kursivschrift, wobei mich letztere deutlich weniger ansprachen: Ästhetisch gesehen waren sie mir zu unbestimmt, teilweise empfand ich die Blätter auch als schlichtweg überladen. Die sehr beliebte Kombination einer Zeichnung mit einem Gedicht in einem Blatt als Gesamtkunstwerk wurde in diesem Museum augenfällig. Wir sahen guterhaltene Schriftrollen aus dem zwölften Jahrhundert; bei ihrem Anblick verstand ich erstmals, warum man Worte senkrecht schreibt, statt sie wie bei den Rollen aus dem Mittelmeerbereich waagrecht anzuordnen. Andererseits ist mir die japanische Leserichtung von rechts nach links nicht verständlich geworden. Ist es anerzogen,

daß wir Bilder eher von links nach rechts sehen und meinen, eine seitenverkehrte Kopie von einer richtig orientierten unterscheiden zu können? Die stark von der chinesischen beeinflusste japanische Malerei wurde mit interessanten chinesischen Vorbildern konfrontiert. Anders als in Europa, wo (auch zeitlich) unterschiedliche Szenen im Mittelalter in ein Bild zusammenhängend integriert wurden, ist es fernöstliche Technik, durch leere Fläche einen perspektivischen oder inhaltlichen Bruch in einer Zeichnung aufzuheben, vgl. Figur 17



FIGUR 19. *Donnergott*

Für mich war die Skulpturenabteilung von besonderem Reiz, obwohl oder weil mir ihre Motive weitgehend fremd waren. Eine Betrachtung von Abbildungen in den Reiseführern hatte das nicht mildern können; hier aber war die Situation durch die unmittelbare Konfrontation eine ganz andere. Auf die sehr statische Welt im Zusammenhang mit dem Amida-Buddha werde ich im Zusammenhang mit dem *Sanjû-san-gendô*-Tempel sowie der Stadt *Kamakûra* eingehen. Viele der im Museum gezeigten Statuen stammen aus dem neunten bis zwölften Jahrhundert. Da sie aus dem Zusammenhang gerissen sind, fehlt ihnen der religiöse Kontext, welcher erst bei den Besuchen von Tempeln und Schreinen nachgeliefert wird. Hier will ich auf den Gegensatz zwischen den Naturgöttern des Shintô und dem Buddhismus eingehen: Welch ein Kontrast zu der besinnlichen Konzentration! Furchterregende, fleischige, grimmig verzerrte Gesichter mit teils drohend geballten Fäusten, etwa der hammerschwingende, von einem Trommelkranz umgebene, auf den Betrachter zustürzende Donnergott in Figur 19, in wildem Lauf der Windgott mit seinem Windsack auf dem Rücken in Figur 18, der von einer wabernden Lohe umgebene Feuergott in Figur 20! Nur diese drei sind mir aus einer längeren Reihe von auch als Wächterkönig bezeichneten Gestalten im Gedächtnis geblieben; noch wußte ich nicht, daß ich vielen an Shintoschreinen wiederbegegnen würde. Ein kleines Detail: Verwundert haben mich die exotischen Glasaugen, die mir zunächst wie eine spätere Zugabe vorkamen; in Kamakura wurde ich jedoch eines besseren belehrt.

Die Fülle der Einzelheiten hat uns viel Konzentration, Zeit und Energie abverlangt, so daß ich für meine Person nicht einmal versucht habe zu sehen, was das Museum sonst noch an Aufregendem zu bieten hat. Statt dessen sind wir in eine nahegelegene einfache Cafeteria gegangen, wo zu meinem Erstaunen für eine simple Tasse Kaffee ohne jedes Extra 480 Yen verlangt wurde, bei einem Eintritt in das Museum für 430 Yen! Wir sollten noch häufiger von exorbitanten Preisen überrascht werden; die angenehmen Ausnahmen dürfen natürlich nicht verschwiegen werden.



FIGUR 21. *Sanjû-san-gendô*

FIGUR 20. *Lichtgott*

Dem Museum gegenüber liegt der Tempel *Sanjû-san-gendô* der tausend Kannonfiguren. Die zentrale Statue (vgl. Figur 22) wurde um 1254 geschnitzt; es handelte sich dabei ursprünglich wohl um einen Schüler des (bei uns meist einfach als „Buddha = zur Wahrheit Erwachter“ bezeichneten) im sechsten bis vierten vorchristlichen Jahrhundert in Nepal geborenen Buddha Gôtama, der für Barmherzigkeit zuständig ist; später nahm er weibliche Züge an; interessanterweise haben sie die Christen zur Zeit ihrer Verfolgung nach dem Verbot des Christentums 1614 durch den Tokugawa Ieyasu und der Absperrung vom Ausland als Repräsentanzfigur für Maria gewählt, die sie auf diese Weise unauffällig verehren konnten. — Die Zahl 33 im Namen des Tempels reflektiert 33 Abstände zwischen den Tempelsäulen und spielt damit auf 33 Stufen der Menschwerdung von Kannon an. Daß die Zentralfigur auf einer Lotosblüte sitzt, hat folgende Bewandnis: Auf dem Weg zur Erleuchtung sah Buddha Gotama die Menschen wie Lotospflanzen in einem Teich. Alle werden im Schlamm geboren, die meisten sind bis über das Gesicht in ihm versunken; einige kämpfen sich zum Licht empor, und nur ganz wenige erblühen letztendlich. Darstellungen von Kannon zeigen üblicherweise elf Gesichter und 40 Arme, von denen jeder 25 Welten erlösen soll. Das untere Armpaar trägt eine Schale (eines Bettelmönches?), das zweite legt wie zu einem Bittgebet die Hände vor der Brust zusammen, wie wir das übrigens immer wieder bei Andächtigen vor Buddhastatuen oder Schreinen gesehen haben, das dritte trägt zwei Zepter. Die seitlichen Arme bergen eine Fülle unterschiedlicher Symbole: Rad, Schädel, Lotosblüte, Spiegel, Glocke, Quaste etc. Hinter der Statue erstrahlt eine wie diese mit Goldauflage versehene Gloriole, welche das Standbild überhöht. Vor der Zentralfigur standen eine Reihe an Weihgaben von Gläubigen, die wie eingepackte Sakeflaschen aussahen. Daneben erhob sich die große, mit Sand gefüllte Bronzeschüssel, in die man glühende Räucherstäbchen steckte. Kerzen wurden zum Kauf angeboten, auf die man mit schwarzem Filz Wünsche auftragen konnte, rechts und links davon sind je zehn Reihen mit je 50 lebensgroßen stehenden Kannonstatuen, die alle einzeln geschaffen wurden. 273 von ihnen sollen namentlich gekennzeichnet sein. Daher sollte es nicht verwundern, wenn jede von ihnen ihre Eigenheiten hat; uns fehlten allerdings Zeit und Muße, dieses auch nur exemplarisch zu verifizieren.

Vor den 1000 Kannonfiguren stehen 28 ausdrucksstarke Wächtergötter, flankiert von einem Donner- und einem Windgott. Der Aufstellung entspricht die ungewöhnliche Form des Tempels: Das schindelgedeckte Walmdach überspannt eine 120×13 Quadratmeter große Halle. Auf der Rückseite des Figurenareals werden andere bedeutende Kunstwerke im Halbdunkel gezeigt; mir ging aber einerseits die Kraft aus, andererseits wollte ich (vergeblich) vermeiden, daß wir auf dem Rückweg zur Hetze gezwungen waren. Wir hatten ja für 15.21 Uhr reservierte Plätze im Shinkan-sen, mußten vorher noch unser Gepäck holen und wollten zusätzlich etwas für ein Mittagessen tun.

Und dann wurde es eben doch wieder sehr knapp. Es dauerte, bis wir unser Gepäck gefunden hatten. Als *bentô* habe ich in aller Eile Reis mit süßem geräucherten Aal und dazu einen Gerstentee gekauft. Der Zug war diesmal die Hikari-Version, dessen erste fünf Wagen selbst ohne Reservierung zugänglich sind. Auch er war noch ziemlich schnell, wenn man sich auf die zahllosen meist noch grünen Reisfelder mit ihrer ebenen Oberfläche konzentrieren wollte; dennoch konnte man sehen, daß sie inzwischen nicht mehr im Wasser standen, einige waren auch schon abgeerntet. Dazwischen fielen die dunkelgrünen und rundlich beschnittenen Reihen der Teesträucher auf. Im nach knapp zweieinhalb Stunden erreichten Hauptbahnhof von Tôkyô wies das Laufband darauf hin, daß ein Anschlußzug



FIGUR 22. *Kannon im Sanjû-san-gendô*

der Yamanote-Ringbahn auf Gleis 5 bzw. 6 in Richtung Shinjūgawa erreichbar sei. Dieser führte uns bis Meguro, wobei wiederum die Fahrkarte auch für die JR-Linien der Stadt gültig ist. Dort hatten wir dann allerdings die Oi-machi-Linie zu suchen, die in dem Gewirr der unterirdischen Verbindungsgänge glücklicherweise für uns Analphabeten zusätzlich durch ein blaues Rechteck gekennzeichnet ist, da die Textbezeichnungen der Linie nicht immer die gleichen sind. Zu unserer „Heimatstation“ Ō-okinawa dauerte es dann nicht mehr lange. Der zehnminütige Fußmarsch zum Gästehaus des TIT entlang dem Campus kam uns nach der Fülle exotischer Eindrücke in Kyōto schon fast wie ein Weg nach Hause vor.

Wir hatten uns für 19 Uhr mit Karl Fieseler verabredet, der an diesem Tag aus Schweden kommen sollte. So waren wir froh, mit etwas Beeilung den Termin einigermaßen einhalten zu können. Aber — auf dem Campus war weit und breit kein Karl zu sehen. Zunächst habe ich auftragsgemäß Annette Schlüssel und sonstige Unterlagen für ihr Zimmer übergeben, dazu die Erläuterungen von Shihoko, wie sie das Problem handhaben sollte, daß sie nicht den Minimalzeitraum von zwei Wochen blieb. Gottfried mußte nach dem langen Tag erst duschen. Mit neu gewonnener Energie habe ich mich auf die Suche nach einem Zimmerverzeichnis der Teilnehmer gemacht, allerdings vergeblich. Bis ich Shihoko traf, die gerade David Cox zum Gästehaus begleitete, den ich auf diese Weise kennenlernen konnte. Wenn sie auch keine Liste zur Hand hatte, so bestätigte sie immerhin die Ankunft von Karl und versprach, mich in etwa zwanzig Minuten von ihrem Büro aus anzurufen, wo sie eine Aufstellung hatte. Damit besaßen wir auch die Anschriften von Florian und Jürgen.

Als wir uns damit schließlich doch treffen konnten, suchte Annette aus dem Plan der Gaststätten ein kleines Restaurant namens Sakurai auf einer Nebenstraße dicht bei dem Selbstbedienungsmarkt 7/11 aus. Durch die Wahl des Lokals hat man in Japan oft schon entschieden, welchen Typ Speise man wählt. Hier wurden Fleischspeisen angeboten, wobei man sich die Form des Fleisches absolut konträr zu der eines guten amerikanischen Steaks vorzustellen hat: kleine, schmale, dünn geschnittene Scheiben in der Form von „bacon“, denn man ißt ja mit Stäbchen. Zunächst zögerte Annette, das Lokal zu betreten, da sich wieder einmal von außen schlecht erkennen ließ, wie es innen aussehen würde. Aber wir waren hungrig genug, um nicht weiter zu suchen. Und unser Mut wurde belohnt. Zwar sahen wir innen zunächst nur die niedrigen Tische, für welche der Schneidersitz erforderlich wäre und die mir daher unzugänglich blieben. Aber links davon standen doch einige höhere Tische, die in der Mitte viereckig eingeschnitten waren. Darin war ein gasbeheizter Grill versenkt, auf den man sich mit den Stäbchen seine Fleischstückchen legen konnte, bis sie beidseitig genügend gebraten waren. In der nach eigenem Gusto mit *wasabi* gewürzten Sojasauce gewälzt schmeckten sie mit Reis vorzüglich, dazu ebenfalls mit Sojasauce angerichteter Salat und das Kirin-Lagerbier.

Nach dem Essen ist Annette bereits vorgegangen, wir haben in dem kleinen Supermarkt 7/11 etwas Bier als Schlummertrunk gesucht. Das hat zu dem einzigen Erlebnis in den zwei Wochen geführt, wo wir uns unter den für ihre Ehrlichkeit bekannten Japanern — gerade für ahnungslose Touristen ein unschätzbare Vorteil — finanziell nicht richtig behandelt fühlten. Und das kam so: In Anbetracht der nach oben offenen Preisskala in Japan hat man beim Einkaufen vorsichtig zu sein. Wir fanden nun überrascht eine Bierdose für 196 Yen und langten entsprechend zu. Ich habe die meinige mit einem 1000-Yen-Schein bezahlt und in Anbetracht meiner Müdigkeit weder den Abrechnungszettel noch das



FIGUR 23. *Figurenreihen im Sanjū-san-gendō*

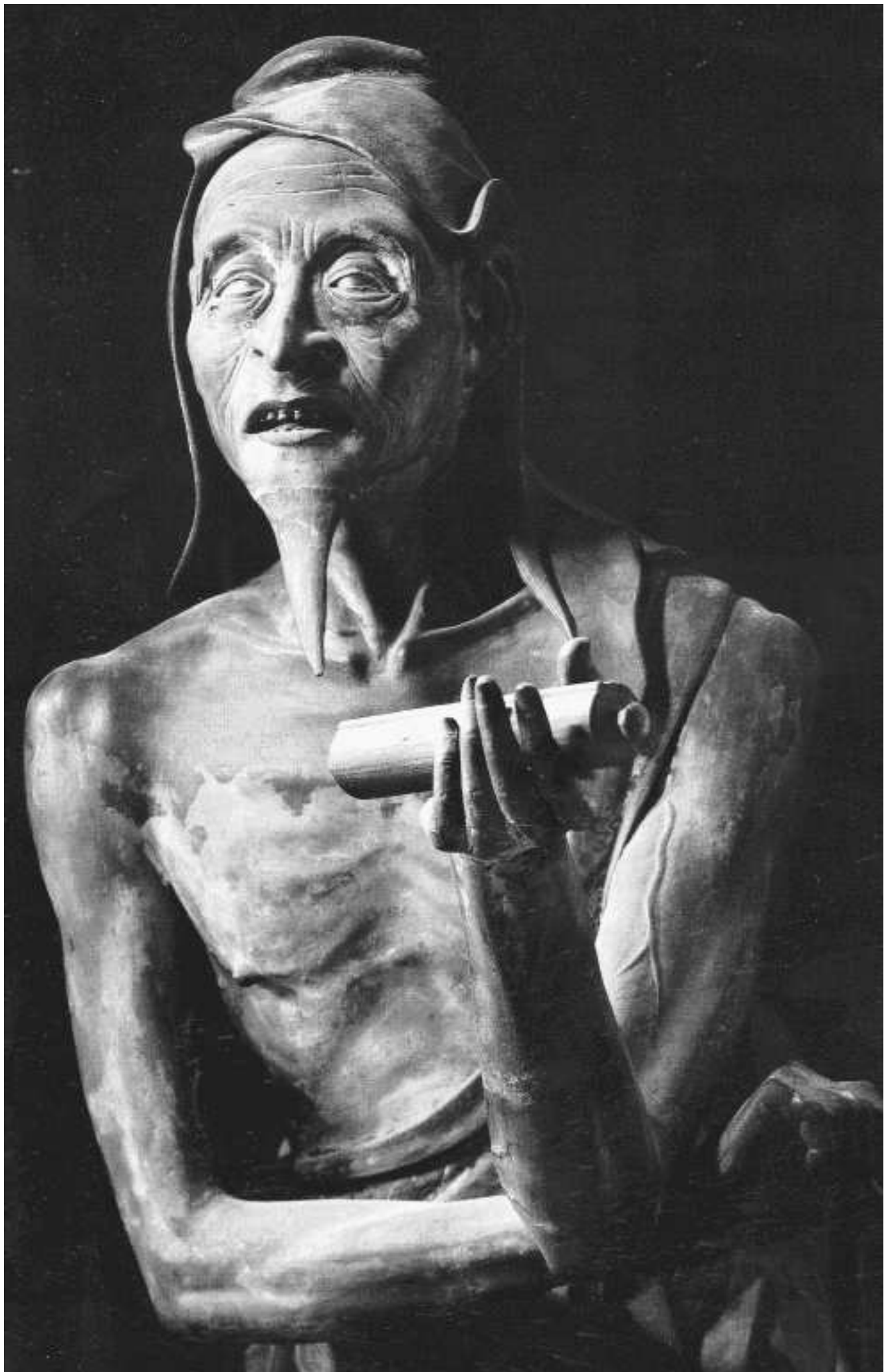
Wechselgeld betrachtet. Hinzu kam, daß zu den ausgezeichneten Preisen stets 5 % Steuern aufzuschlagen sind, was ich immer wieder beim Vorbereiten von Wechselgeld vergessen habe. Gottfried entdeckte nun, daß ihm 301 Yen als Basispreis berechnet worden waren, was ihn zu recht irritierte. Ein erneuter Blick auf die Regale bestätigte die Auszeichnung mit 196 Yen. Was tun, wenn man nicht reden kann? Schließlich bugsiierten wir zu der Auslage einen Verkäufer, der das Problem sah und es regeln zu können glaubte, indem er blitzartig die Preisschilder auswechselte (wie wir später andernorts feststellten, lag tatsächlich ein Auszeichnungsirrtum vor). Nur, wir wollten auf diesem Bier für knapp 5 DM pro Dose nicht sitzenbleiben. Mit viel Mühe ist es nach einiger vergeblicher Zeichensprache schließlich gelungen zu übermitteln, daß wir die Yebisu-Dosen als äquivalent zu einer anderen Sorte für 201-Yen zuzüglich einem von ihnen aufgelegten 100-Yen-Stück betrachten würden. Das hat zwar viel Zeit erfordert, aber nach der Mühe mußte das eingetauschte Bier ja schmecken!

Sonntag, der 7. September

Für halb neun hatten wir uns zu viert in meinem Zimmer zum gemeinsamen Kaffee verabredet, bei den minutiös geplanten Räumen ein etwas diffiziles Unterfangen. Wenn jeder sein Geschirr mitbrachte, Karl von seinem Zimmer einen Arbeitsstuhl heranrollte, wir das Tischchen diagonal stellten, so daß ich auf meinem Bett sitzen konnte, und das Bücherregal als Abstellplatz für die Frühstücksutensilien benutzten, dann ließ sich das bewerkstelligen. Den Wasserkocher hatte ich rechtzeitig angeworfen und für mich schon eine Tasse löslichen Cappucinos vorwegbereitet; Müsli gab es aus der Kaffeetasse (später haben wir dafür ein Set Styroporschälchen gekauft). Annette hatte ein mir bislang unbekanntes Obst namens *nashi* mitgebracht, eine äußerlich einem reifen gelbgrünen Boskop ähnelnde Frucht mit sehr saftigem, süßen, der Struktur nach melonenähnlichen Fruchtfleisch. Sie hat uns so zugesagt, daß wir anschließend jeden Tag eine ins Müsli geschnitten haben.

FIGUR 25. *Umzug mit Shintoschrein*

Mit Karl und Gottfried hatte ich einen Tagesausflug nach Kamakura geplant. Kurz bevor wir das Gelände des TIT durchschritten hatten, hörten wir von der nahegelegenen Straße kräftiges rhythmisches Schreien und Klappern gegeneinander geschlagener Klanghölzer. Eine politische Demonstration hatte ich erwartet, aber unseren Augen bot sich ein ganz anderes Bild: ein Umzug mit höchstens dreißig überwiegend männlichen Teilnehmern, deren zentrale Gruppe einen schön geschnitzten Shintoschrein trug, vgl. Bild 25. Aus der ursprünglich bäuerlichen Kultur Japans haben sich für den Herbst Erntedankfeste erhalten, bei denen lokale Götter angerufen werden, sie möchten sich im Schrein aufhalten. Die meisten der Träger kleideten kurze, rotlila Kittel, auf deren Rücken in *kanji* der Name ihrer religiösen Gruppierung gedruckt war. Den zweisilbigen, ständig wiederholten Ruf habe ich nicht in Lautschrift fassen können. Ein Zeremonienmeister dirigierte den Schrein auf eine Art Ständer, wo er nach vielerlei Hin und Her schließlich abgesetzt wurde. Dann konnten alle Beteiligten eine Zigarette rauchen, Bier trinken und lebhafte Unterhaltungen beginnen. Aus ihrer Gruppe löste sich ein Mann, kam auf uns zu und wollte uns in ersichtlich distinguiertem Japanisch erläutern, worum es sich handelte. Ein anderer bemerkte wohl, daß unser Versuch, ein freundliches Gesicht zu machen, gleichzeitig völliges Unverständnis offenbarte. So gab er kurze Kommentar auf Englisch, wenn ich auch mit dem Namen der speziellen Shintogruppe naturgemäß gar nichts anfangen konnte. Wir bedankten uns



FIGUR 24. Mönchsskulptur im Sanjû-san-gendô

mit einem angemessenen *dômo arigatô* und gingen mit einer leichten Verbeugung unseres Weges.

In der Shônân-Shinjuku-Linie der Vorortbahn schlug Gottfried vor, in den ersten Wagen zu gehen und sich direkt hinter den Fahrer zu stellen. In der Tat gab das einen interessanten Blick auf die Strecke und gleichzeitig auf den Führerstand. Auch der Fahrer trug wie die Taxifahrer blütenweiße Handschuhe im Dienst, nur die Häkeldeckchen auf den Sitzen fehlten (Figur 26). Südlich von Yokohama erreichten wir nach knapp einstündiger Fahrt mit der Vorortbahn die alte Residenzstadt Kamakûra (1185 – 1333), wo wir einen weiteren Kunststil kennenlernen sollten. Aus dieser Epoche stammt die Begründung einer Kriegeraristokratie (Samurai), der verstärkte Einfluß von Amida- und Zenbuddhismus, wobei gerade die letztere Variante mit ihren Forderungen nach Einfachheit und Disziplin den Idealen der Samurai sehr entgegenkam. Erst heute durch die Raumknappheit zurückgedrängte Aspekte japanischer Architektur sind damals aus den Shintô-Vorstellungen in den allgemeinen Baustil übergegangen: hochgelegte Holzfußböden mit der Maßeinheit einer *tatami*-Matte, Dachschindeln aus Zypressenholz, Hausumgänge und eine Verbindung zwischen Innen- und Außenraum herstellende Schiebewände. In die bildende Kunst kehrte Realismus ein. Auch die Verwendung für einen wirklichkeitsnahen Eindruck der mir schon in Kyôto aufgefallenen Glasaugen der Skulpturen geht auf diese Zeit zurück. Die Stadt selbst ist strategisch günstig am Meer gelegen, von drei Seiten durch Berge umgeben. Sie löste Kyôto als Machtzentrum ab und wurde gleichzeitig ein weiteres Kulturzentrum, fiel allerdings nach dem Untergang des Minamoto-Shôgunats in die Bedeutungslosigkeit eines Fischerdörfchens zurück. Erst das verheerende Erdbeben von 1923 hat viele der erhaltenen kulturellen Bauten zerstört, umso beeindruckender, was dennoch übriggeblieben ist. Erst nach dem zweiten Weltkrieg wurde der Ort wegen seiner klimatisch günstigen Lage und einer warmen Meeresströmung als Touristenort entdeckt, der heute mehr als 200 000 Einwohner hat.

Im Bahnhof angekommen besorgten wir uns eine spärlich kommentierte bebilderte Broschüre mit einem Übersichtsplan; alles ausführlichere Material war dort leider nur auf japanisch erhältlich. Andererseits mußten wir uns schon aus Zeitgründen wieder einmal auf eine kleine Auswahl beschränken. Darüber hinaus hatten wir für das Mittagsmahl kein *bentô* mitgebracht, was sich als lästiger herausstellen sollte als erwartet. Wir suchten nämlich in der Mittagszeit auch nach einem verstehbaren, nicht zu teuren Restaurant, wobei wir nicht zu viel Zeit verlieren wollten. Allerdings stellte sich rasch heraus, daß wir in einem bei Japanern wirklich äußerst beliebten Touristenort waren. Trotz des Ruhmes der Stadt sah man nur sehr wenige Besucher, die nicht aus Nippon kamen. Und kaum ein Restaurant hatte eine Speisekarte mit Fotos. Vor einem mit Bildern stand schon auf der Straße eine längere Warteschlange, fast alle hatten eine farbig illustrierte Broschüre im DIN A4 Format in der Hand; ich vermute, daß es sich dabei um einen ausführlichen Restaurantführer gehandelt hat. Offensichtlich standen wir vor einem Haus mit gutem Preis-Leistungs-Verhältnis, aber was brachte es uns, wenn wir eine Stunde hätten warten müssen?

Als erste touristische Sehenswürdigkeit erreichten wir den dem Kriegsgott *hachiman* geweihten Shintô-Schrein Tsurugaoka-Hachiman-gu, 1063 von der Minamoto-Dynastie gegründet und 1191 an den jetzigen Standort versetzt, eine Möglichkeit, welche Holzkonstruktionen eröffnen. Im Shintô werden Berge, Flüsse, Seen, unter den Tieren vor allem der Fuchsgott *inari*, Sonne, Mond, Naturkräfte als *kami* (Götter) verehrt. Embleme des Shintô



FIGUR 26. Führerstand einer Bahn

sind Spiegel, Hellebarde, Schwert, etc. Eine Ethik gab es nicht. Später kam der Ahnenkult und die Vaterlandsliebe dazu. Die buddhistischen Götter wurden als Erscheinungen japanischer *kami* interpretiert. Üblicherweise markiert ein freistehendes, *torii* genanntes Tor den Eingang zu einem Schrein; da dieser aber meist leer ist, kann ein Torii wie auf einem bekannten Bild auch im See stehen, ohne daß ihm etwas Artifizielles folgt. Zahlreiche Schreine haben eine eigene Halle für die Auftritte der heiligen Tänzerinnen. Heute ist der Shintô meist zuständig für die erfreulichen Aspekte des Lebens wie Hochzeiten, Taufen, Weihe von Bauten oder Sportstätten, der Buddhismus dagegen für Trauriges wie Beerdigungen. Allerdings wird auch vielfach christlich geheiratet, ein Synkretismus, der sich vielleicht aus der historischen Entwicklung des Shintoismus ergab. Nach der Wiedererstarkung des Kaiserhauses im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts hatte dieses verfügt, daß jeder Japaner Shintoist sein müsse und daneben einer eigenen Religion angehören dürfe. Mich hat gewundert, daß sich christliche Religionsgemeinschaften darauf einlassen. Eine Erklärung gab möglicherweise ein Artikel, den ich im Begleitheft der Swiss im Flugzeug gelesen habe. Dabei ging es um einen amerikanischen Atheisten, der christlich erzogen nunmehr durch Japan tingelt, den christlichen Priester spielt und in entsprechenden Riten Trauungen vollzieht.

Aber zurück nach Kamakura. Auch hier paßte sich das majestätische Zinnoberrot der tragenden Balken mit feinen Schnitzereien und bunten Ausmalungen hervorragend in das satte Grün der Landschaft ein. Das Hauptgebäude oberhalb einer langen Treppe am Berghang wurde bedauerlicherweise gerade restauriert und war daher nicht zugänglich. So hatten wir wieder einmal Zeit, uns um den Hunger zu kümmern. Seitwärts gab es eine „rest area“ mit einer Cafeteria, die in dem Moment kaum frequentiert war. Leider bot sie weder



FIGUR 27. *Tsurugaoka-Hachiman-gu in Kamakura*

Fotos noch Modelle oder wenigstens irgendwie sichtbare Speisen. Es gelang uns einfach nicht, den drei Damen hinter der Theke klar zu machen, daß oder was wir zu essen suchten. Wir kamen uns wie sprachlose Barbaren vor und mußten nach einiger Zeit mit einer kleinen Verbeugung und dem erforderlichen *sayonara* unverrichteter Dinge abziehen. So haben wir uns erst einmal das lebhafteste Treiben vor dem Schrein angeschaut; ob wir alles richtig interpretiert haben, muß dahingestellt bleiben. Zunächst schien es sich um zwei Taufen zu handeln; dabei ist diese Zeremonie für Mädchen im Alter von 30 bzw. Jungen im Alter von 31 Tagen üblich. Hier allerdings war das zweite Kind sicher schon sechs Monate alt. Beim anschließenden Gruppenphoto wurde der Großmutter (oder Patin?) ein Stück leuchtend roten edlen Stoffes vorgehalten, das bei einer Porträtaufnahme den Eindruck eines Kimonos vortäuschen konnte. Ein Mönch schlug von Zeit zu Zeit in sich beschleunigender Folge weithallend mit einem Klöppel auf einen riesengroßen Gong. Im Halbdunkel des Schreins

schien eine weitere Zeremonie vor sich zu gehen, deren Einzelheiten uns verborgen blieben. Daneben sahen wir von einer kleinen Brücke in ein aufgestautes Wasser mit den in Japan weit verbreiteten Zierfischen, welche ich mangels eines besseren Namens als Goldfische bezeichne, obwohl sie bis zu einem halben Meter lang sind und auf grausilbrigem Grund mit sehr unregelmäßig berandeten großen schwarzen oder eben goldfischfarbigen Flecken gezeichnet sind. Mehr faszinierten uns allerdings die Wasserschildkröten, deren Kopf bei genauem Hinsehen als eine kleine Delle auf der Wasseroberfläche erkennbar wurde. Nur wenn sie nahe genug unter der Brücke waren, konnte man mehr Einzelheiten erkennen. Die ovalen Panzer waren vielleicht 20 Zentimeter lang, zwei auffällige rote Streifen zierte den Kopf.

Sie erinnerten uns daran, daß man mit Ruhe und der so wichtigen japanischen Tugend der Geduld auch zum Ziel kommen kann. Also haben wir einen erneuten Anlauf für unsere knurrenden Mägen gewagt. Diesmal saß ein Gast in der Cafeteria und verzehrte genüßlich mit seinen Stäbchen aus einer Plastikschaale ein Reisgericht. Natürlich erkannte uns der Service an der Theke sofort wieder; solch ungebildete Wesen präsentieren sich wohl nicht alle Tage. Durch Deuten mit dem Finger ließ sich nun leicht unser Wunsch übermitteln, die Anzahl drei sogar verbal, was ein freundliches Lächeln hervorrief. Nach den Erfahrungen in Kyôto mit dem Kaffee hätten wir nur gerne den Preis gewußt. Das Aneinanderreiben von Zeigefinger und Daumen stieß aber auf völliges Unverständnis; nach einigem Überlegen half ein Tippen auf die Registrierkasse, wo uns strahlend für die drei Essen die Zahl 750 eingetippt wurde! Erst später habe ich gelernt, daß ich Daumen und Zeigefinger zu einem Rund hätte zusammenlegen müssen bei abgespreizten anderen Fingern, um Geld anzudeuten. Eine unerwartet preiswerte Mahlzeit aus mit kleinen Garneelen gewürztem Reis, der auch für mich genügend feucht war wie eigentlich immer in Japan, so daß ich keine Krämpfe in der Speiseröhre befürchten mußte.

Unser nächstes Ziel war der berühmte große Buddha, der *daibutsu*, das nach dem heiligen Berg *fuji-san* vermutlich meistfotographierte Motiv in Japan. Im Jahre 1252 war die mit 11,4 Metern zweitgrößte Buddhastatue Japans aus einzelnen Bronzeplatten zusammengesetzt worden. Von den klassischen Positionen nimmt sie die sogenannte *mudra*-Haltung der höchsten Vollkommenheit an: Die auf dem Schoß liegenden Handflächen sind ineinander verschränkt, die aufgerichteten Zeigefinger bilden mit den Daumen die beiden Kreise der Vollkommenheit. Die Augen sind halb geschlossen, über die Schultern fällt in ruhigen Falten ein Gewand auf Arme und die Beine im Lotossitz, wobei die Brust frei bleibt. Ein Bild konzentrierter Ruhe und leidenschaftsloser Versenkung, ganz im Gegensatz zu dem quirligen Betrieb ringsherum aus Touristen, aber auch aus Andächtigen. Im Jahre 1498 hat ein gewaltiger *tsunami* die ursprüngliche Tempelanlage um die Skulptur ins Meer gerissen, ohne die Figur ernsthaft zu beschädigen; diese elementare Gewalt läßt erschauern, wenn man sich durch einen Blick in Richtung Meer über den Abstand und den Höhenunterschied klar wird. Der Interessierte kann die Statue auch von innen betreten und ihre Konstruktion bewundern. Den Weg zum *daibutsu* hatten wir vom Bahnhof aus mit dem Bus zurückgelegt, wobei uns erstmals nützlich wurde, was wir in Kyôto von Annette gelernt hatten: Man steigt an der Seite hinten ein, und wenn es keinen Einheitsfahrpreis gibt, dann zieht man aus einem Automaten im Bus einen Nummernzettel, den man beim Aussteigen vorne dem Fahrer vorweist, womit er dann den Fahrpreis berechnen kann. Es kann aber auch sein, daß auf einer Leuchttafel während der Fahrt jeweils angezeigt wird, auf wieviel sich für die einzelnen Nummern mittlerweile die Gebühr beläuft.

FIGUR 28. *Daibutsu in Kamakura*

Ein Stück weit den Berg hinunter erreichten wir unser letztes Ziel dieses Tages, den *hase-dera*, eine Tempelanlage in einem wunderschönen Gartengelände am Berghang. Hier war wiederum der umgebende Wald in die optische Gestaltung des Gartens einbezogen.

Besonders berührte mich die Anlage des Jizô-dô, wobei wir wußten, daß Jizô auch der Gott der abgetriebenen oder totgeborenen Kinder und der Fehlgeburten ist. Zu Tausenden drängten sich in langen Reihen dicht an dicht vielleicht 25 cm hohe Jizôstatuen, alle gleichaussehend, dabei die älteren in dem leicht zu bearbeitenden Granit, während neuere wie aus Plastik schienen. An Seitenwegen standen einige wohl deutlich ältere größere Skulpturen. Für uns völlig unerwartet war, daß etliche der Standbilder ein rotes Strickmützchen trugen oder mit einem solchen Jäckchen bedeckt waren. Zwischen den Statuen stand auch wohl mal ein Teddybär; in dieser Tempelanlage handelte es sich sicherlich nicht um einen Ulk, sondern um den Schmerz verzweifelter Eltern.



FIGUR 29. Grundriß des hase-dera in Kamakura



FIGUR 30. Jizô

Um die zentrale Halle *kannon-dô* rankt sich eine schöne Legende: Im Jahre 721 fand ein frommer Mönch einen mächtigen Kampfbaum, aus dem er zwei Skulpturen der elfköpfigen Kannon arbeitete. Die aus der unteren Hälfte wurde in der heutigen Präfektur Nara aufgestellt, welche zu besuchen uns leider die Zeit gefehlt hat, die andere mit Gebeten dem Meer anvertraut, damit sie ein Land mit einer karmischen Verbindung finde, wo sie verwandte Seelen retten könne. Sechzehn Jahre später wurde sie aufrecht stehend und leuchtend an das Ufer gespült und zu dem Ort gebracht, an dem sie heute steht. Mit 9,2 Metern Höhe ist sie die größte Holzskulptur Japans. Zum Zeichen dessen, daß sie Gebete aus allen Richtungen erhört, trägt die ganz mit Gold überzogen Göttin auf dem Kopf je drei weitere Gesichter vorn, rechts und links, dazu eines nach hinten und eines im Zentrum. Vorne ziert sie feines Geschmeide, die linke Hand hält eine subtil ziselierte Lotusblüte. — Eine Aussichtsplattform in der Nähe eröffnete einen Blick auf die unten liegende Sagami-Bucht des Pazifik. Zahlreiche dem Schwarzmilan ähnliche Greife zogen am Waldrand ihre Runde, große Schmetterlinge taumelten über die Blumenbeete zwischen den Bambushainen, die Zikaden schrillten unermüdlich.

Die Rückkehr in das TIT wurde spät; nach 21 Uhr hatten die meisten Gaststätten dort bereits geschlossen, so daß wir schließlich in dem Pub nahe dem Bahnhof landeten. Er



FIGUR 31. *Kannon im hase-dera in Kamakura*

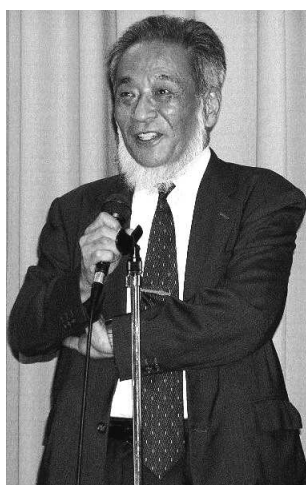
bot vergleichsweise preiswerte Speisen an, aber die inzwischen zu uns gestoßene Annette warnte sogleich, daß dafür die Getränke unverhältnismäßig teuer seien. Wir trauten uns jedoch genügend Standfestigkeit zu. Ich hatte mir nach den Bildern im Fenster etwas ausgesucht, das wie ein Pfannekuchen mit Ei aussah, sich hingegen als ein Pfännchen mit wenig definierbarem Inhalt erwies, das am Tisch vom Ober mit Sojasauce verrührt wurde; der Geschmack war durchaus interessant, mich aber nicht unbedingt zur Wiederholung animierend. Gottfried zeigte noch mehr Experimentierlust und überhörte dabei den leicht warnenden Unterton in Annettes Kommentaren. So erwies sich für ihn ein Teil seiner Kombination aus Fisch und irgendwelchen Kleinigkeiten als ungenießbar, während Karl mit seinem Spieß besser fuhr. Wir hatten gemeinsam einen riesigen Pitcher mit Bier geordert, aber dann verließ uns doch die Vernunft. Für mich war es das erste Mal, daß ich das japanische Nationalgetränk Sake probiert habe, das aus gemaischtem vergorenen Reis gewonnen wird. Sein Alkoholgehalt liegt zwischen 12 und 14 Prozent, er ist vergleichsweise teuer, weil er nur aus einem geringen Bestandteil des Reises gewonnen wird. Ich erinnere mich an eine Angabe von 14 Prozent, und dieser Prozentsatz ist mitbestimmend für den Preis (vermutlich auch für den Geschmack), so daß er auf der Flasche notiert wird. Für mich war Sake gewöhnungsbedürftig. Leider war es in dem Pub so laut, daß ich wenig Gelegenheit hatte, mich an dem Gespräch zu beteiligen. Und als die Rechnung kam, da zeigte sich, daß die Strategie des Wirtes doch aufgegangen war.

Montag, der 8. September

Convex Bodies and Algebraic Geometry

小田忠雄先生の東北大学退官を記念して toric varieties に関する標記のシンポジウムを開催します。皆様どうぞ御参加下さい。

FIGUR 32. *Tagungsname auf Japanisch*



FIGUR 33. *Tadao Oda*

An diesem Tag begann nun in der Halle 1 des TIT-Hauptgebäudes die konzentrierte mathematische Arbeit mit der Konferenz „Convex Bodies and Algebraic Geometry“. Über die vor allem von Shihoko Ishii ausgezeichnet vorbereitete Tagung zu Ehren der Emeritierung von Tadao Oda aus der Tōhoku Universität in Sendai will ich an dieser die Stelle nur wenig sagen. Der Eröffnungsvortrag zur Geschichte der torischen Varietäten von 1970 bis 1990 wurde von David Cox sehr angeregt und anregend gestaltet. Welch ein Unterschied zum Exposé des doch so bedeutenden wie sympathischen Mathematikers Masanori Ishida, der einfach von seinem Temperament her einen so unsicheren Eindruck bot, daß er einmal zum großen Entsetzen des Auditoriums vom Podium stürzte, glücklicherweise ohne sich zu verletzen. Insgesamt fanden täglich vier Vorträge statt, so daß genügend Zeit zu Diskussionen blieb. Wenn man in der Mittagspause in

die Mensa ging, dann gab es ausreichend Gelegenheit, in das eigene Zimmer zu gehen und sich für das Nachmittagsprogramm von 14 bis 16.30 etwas auszuruhen. Dabei habe ich sehr vom Telefon profitiert, das man durch Wahl einer 11, kombiniert mit einer vierziffrigen Zeitangabe, zum Wecker umprogrammieren konnte.

Am ersten Nachmittag habe ich nach der Mathematik mit Karl einen Ausflug in den historischsten Stadtteil der ansonsten ziemlich ahistorischen Stadt Tōkyō gemacht, nämlich nach Asakūsa. Mit der Öffnung Japans in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und der zunehmenden Imitation etwa westlicher Architektur war den Bürgern Tōkyōs die vorhandene Bausubstanz nicht mehr gut genug. Und vor allem nach dem Erdbeben von 1923 wurde die alte Stadt überwiegend rigoros modernisiert. Ganz anders der Stadtteil Asakusa, der sich neben seinen durchaus modernen Bauten auch ein gewisses Flair aus dem neunzehnten Jahrhundert bewahrt hat. In der Edo-Zeit war er zunächst als Handels- und Unterhaltungszentrum bedeutend. Berühmt waren seine Kabukitheater, in denen volkstümliche Geschichten in elaborierten Kostümen aufgeführt werden; in den sehr stilisierten Handlungen übernehmen Männer auch die Frauenrollen. Kein Wunder, daß nach der Öffnung Japans hier die ersten westlichen Opern und Operetten aufgeführt wurden, später versuchte der Striptease, sich gegen die Konkurrenz der Schwertkämpfe von Frauen zu behaupten. Nach dem zweiten Weltkrieg hat sich Asakusa von den vorangegangenen Bombardierungen allerdings nie ganz erholt.

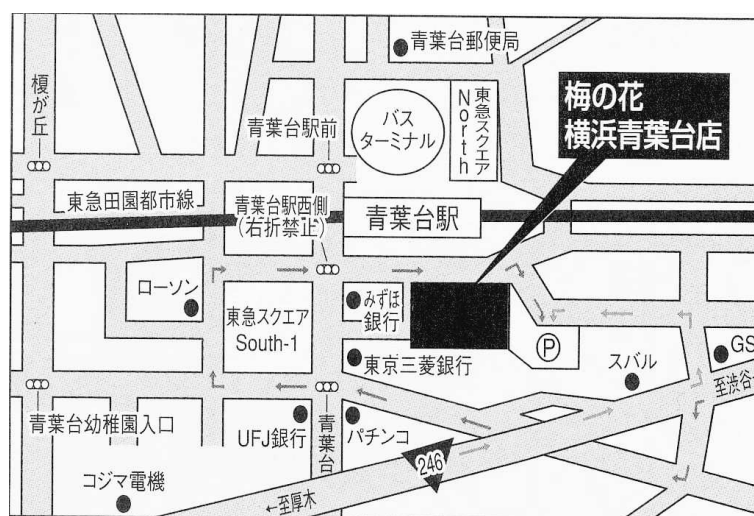
Durch das Tor des Donnergottes gelangt man in den Asakusa-Kannon-dō, der im siebten Jahrhundert gemäß der Tradition gegründet sein soll. Gerade hier ist der buddhistische Glaube eine erlebbare Realität. Vor dem großen Weihrauchbecken verweilen die Passanten, um den gesundheitsfördernden Rauch mit den Händen dem Körper zuzuwedeln. Berühmt ist vor allem die als die größte der Welt geltende Papierlaterne. Leider mußte der Tempel unmittelbar nach dem Weltkrieg originalgetreu wieder aufgebaut werden; wenn man bedenkt, daß in den Holzkonstruktionen historischer Gebäude jedoch ein regelmäßiges umfassendes Ersetzen von Holzteilen üblich ist, dann fällt das nicht so aus dem Rahmen. Als wir dort ankamen, war es sowieso schon dunkel, und künstliches Licht verzauberte den Tempel, die riesige fünfstöckige Pagode und die umliegenden Bauten, was die Unterschiede zum Original sowieso verwischte. Daß nicht so viele Menschen dort waren erhöhte den Reiz der Anlage. Eine beidseitig mit durchaus anspruchsvollen Verkaufsständen versehene lange Einkaufspassage hatte uns zu unserem Ziel geführt; Karl stellte plötzlich fest, daß das vermeintliche Dach darüber in Wahrheit einfach der dunkle Himmel war. Die qualitätvollen Auslagen präsentierten ein hübsch anzusehendes Lokalkolorit. Bei Tageslicht scheint es in Asakusa üblich zu sein, mit dem Boot auf dem nahegelegenen Fluß *sumida-gawa* eine Rundtour zu machen, im Dunklen hätte uns das allerdings wenig gebracht. So haben wir uns nahe der Bahnstation ein kleines Restaurant gesucht, das mit Fotos auf sein Angebot aufmerksam machte. Wieder einmal mußte ich registrieren, wie man von übergroßer Information verwirrt werden kann. Draußen hatte ich etwas gesehen, was mir zusagte; als wir innen die Speisekarte erhielten, die aus einer großen Kollektion kleiner Farbfotos mit hinzugefügten Preisen bestand, konnte ich es nicht wiederfinden. Also bin ich mit dem Ober nach draußen gegangen und habe auf das Bild gezeigt, worauf er mit mir wieder in das Lokal ging und auf die Wand links neben meinem Kopf wies. Auch Karl hatte seinen Favoriten erwählt; als der Ober die Speisen brachte, ging er offensichtlich davon aus, wir würden die Speisen teilen, was wir daraufhin etwas amüsiert auch gemacht haben und als eigentlich viel interessanter empfanden.



FIGUR 34. *Asakusa-Kannon-dô*

Dienstag, der 9. September

Morgens hielt Jürgen seinen Vortrag, wie üblich hatte er das Tafelbild minutiös vorbereitet. Um achtzehn Uhr versammelten sich vor allem die ausländischen Teilnehmer, um zu einem formalen japanischen Dinner zu fahren; es war aus Platzgründen auf 24 Teilnehmer beschränkt. Wir hatten uns entsprechend gekleidet, ebenso die Japaner und die anwesenden Damen; die restliche Männlichkeit war sich wohl so gut genug. Da im Stadtzentrum die Preise jedes Maß überstiegen, das man uns zumuten wollte, mußten wir zunächst dreiviertel



FIGUR 35. Lageplan des Restaurants

Stunde mit der Bahn nach Aobadai fahren, um dann ganz nahe einer S-Bahnstation das Restaurant *ume-no-hana* (Pflaumenblüte) zu finden. Zwischendurch hatte Shihoko Zettel mit der Zielstation verteilt, damit niemand verloren ging. Es war in der Bahn so voll, daß wir die ganze Zeit stehen mußten. Dabei hatte ich in einer Hand meinen Stock, in der anderen die Fahrkarte, in der nächsten den Zettel, und mit der freien Hand hielt ich mich fest. Als Ergebnis hatte ich beim Aussteigen vor der Sperre keine Fahrkarte mehr, eine peinliche Erkenntnis. Shihoko ist mit mir zur Aufsicht gegangen und hat mit dem ihr eigenen charmanten Augenaufschlag den Fall geschildert, worauf man mich freundlich auch ohne Nachzuzahlen passieren ließ. Als Konsequenz habe ich mir seither angewöhnt, die Fahrkarte stets in der linken Tasche des Oberhemdes zu tragen. — Es nächtete bereits, bambusgesäumte geheimnisvolle Wege führten uns an den Eingang eines gepflegten Hauses, in dem wir uns an der ersten Stufe der Schuhe entledigten und dann von freundlichem Personal nach einem Gang mit Papierwänden durch eine äußerst niedrige Schiebetür in einen abgetrennten Speiseraum geführt wurden. Auf den ersten Blick schien die festlich gedeckte Tafel bodennah für den Schneidersitz zu sein, glücklicherweise zeigte sich unter dem Tisch eine ausreichende Vertiefung, in die wir unsere Beine versenken konnten. Das *kaiseki* genannte Mahl besteht üblicherweise aus vielen kleinen Einzelportionen, hier waren es wohl 15 oder 20, die jeweils separat in kurzen Abständen von jungen, charmanten Japanerinnen serviert wurden. Eine von ihnen sprach ein exzellentes Englisch, aber bei der Fülle der gebrachten Schälchen habe ich bald darauf verzichtet, um Erklärungen zu bitten, und einfach mit den Augen und dem Gaumen genossen. Als Getränke wurden Bier und Sake gereicht, wobei letzteres in wie eine Schreibfeder zugespitzten Bambusschäften kredenzt und aus kleinen Bambusstücken getrunken wurde. Da dieses Getränk als ziemlich wirkungsvoll gilt, habe ich mich zurückgehalten. Statt dessen haben wir gutes japanisches Verhalten geübt, nämlich sich nie selber (auch als Hausherr nicht!) einzuschenken, sondern stets nur den Nachbarn. — Für einen Vergleich sei auch der Preis des Mahles nicht verschwiegen: Alles in allem hatte jeder Teilnehmer 5000 Yen zu entrichten. Als wir unsere Schuhe wiedergefunden hatten und das Restaurant verließen, tauchten wir erneut in den nur schwach erhellten Bambushain ein. Der Vollmond leuchtete von oben durch zittrige

FIGUR 36. *Kaiseki*

Blätter, direkt neben seinem Rand, kaum zu trennen, zeigte sich der rötliche Mars, was für einen Moment eine eigenartig exotische Stimmung auslöste.

Mittwoch, der 10. September

An diesem Tag kam schließlich auch das letzte Mitglied unserer Arbeitsgruppe, Jean-Paul Brasselet, in Tôkyô an. Im Rahmen der Kurzvorträge am Nachmittag trug David Cox noch einmal vor, diesmal über *origami*, die Kunst des Papierfaltens. Er zeigte, wie man damit einen beliebigen Winkel dreiteilen kann. Für den freien Teil des Nachmittags sind Gottfried und ich dem unerwarteten, äußerst liebenswürdigen Angebot von Oda gefolgt, bei der Suche nach einer Digitalkamera behilflich zu sein. Die verschiedenen Reiseführer sprachen von überaus günstigen Möglichkeiten, solche in Japan zu erhalten, wenn man den richtigen Ort zu finden wußte. Auf Empfehlung von Hironaka sind wir zunächst nach Shinjuku gefahren, einem sehr modernen, geschäftigen Zentrum in Tôkyô. Wir sollten dabei den westlichen Teil aufsuchen, da der östliche doch nur ein Rotlichtviertel sei. Sehr rasch mußte ich feststellen, daß die Läden nicht so gekennzeichnet waren, daß ich sie ausreichend hätte einordnen können; aus der Unmenge rein japanischer Aushängeschilder das Richtige zu finden war mir einfach nicht möglich. Häufig mußte man in Obergeschosse, wobei „2f“ die zweite Etage bezeichnete. In gleicher Weise haben wir in den Geschäften praktisch kein englisches Wort gesehen oder gehört. Als erstes erfuhren wir, daß die von mir bevorzugte Kamera gar nicht mehr gebaut wird; sie sollte sich auf das Spektiv Apovit setzen lassen, damit ich meinen alten Traum erfüllen konnte, gelegentlich faszinierende Vogelszenen in vielfacher Vergrößerung optisch festhalten zu können. Sie ist eine deutsch-japanische Koproduktion, die inzwischen nach einer Gesamtserie von 3000 Exemplaren durch ein weniger klobiges Modell ersetzt wurde, das sich aber nicht mehr kombinieren läßt. Dagegen sprach man von einer baugleichen, deutlich billigeren Panasonic. So haben wir zunächst nach Gebrauchtkameras gesucht und in einem Laden tatsächlich gefunden. Da gab es zu unterschiedlichen Preisen Exemplare, denen jeweils etwas fehlte, ohne daß ich genau verstand, worum es sich handelte. Insgesamt schien mir das doch ziemlich riskant zu sein, dennoch war ich unentschlossen. Glücklicherweise war ich mit dem festen Vorsatz gekommen, an diesem Tag nur zu schauen, aber nicht zu kaufen.

Nachdem sich dort kein einziges weiteres Exemplar finden ließ, sind wir mit der S-Bahn nach Akihabara gefahren, dem von den Reiseführern empfohlenen Stadtteil, wo man zwischen 30 und 50 Prozent Rabatt finden können sollte. Erstmals war die Bahn so voll, daß wirklich niemand mehr hineinzupassen schien. Oda erzählte uns, daß die berüchtigten Drücker, welche die Leute in die Züge pressen, nur im Winter arbeiten, da das beim Sommerbetrieb noch nicht erforderlich sei. Auf eine derartige Erfahrung habe ich allerdings gerne verzichtet. Im Bahnhof angekommen standen überall Hinweise „Exit to electronic city“, wir wurden also erwartet.



FIGUR 37. Straße in electronic city, Akihabara

Das Menschengewühl und die Zahl der überall herunterhängenden Reklamewimpel war möglicherweise noch größer als in Shinjuku. Wir (d.h. Oda) haben in einer Reihe von einschlägigen Geschäften nachgefragt, hier sprach man problemlos Englisch, kannte aber keine der beiden gesuchten Kameras. In einem der ganz großen Geschäfte, Laox, entdeckten wir dann wenigstens die Panasonic, sogar zu einem günstigen Auslaufpreis, nur war der zuständige Angestellte nicht in der Lage, das Gerät ans Laufen zu bringen. Erst recht brachte ich nicht heraus, ob sie für meine Zwecke wirklich geeignet war. Ein wenig frustriert nahm unser Mentor uns in einem Taxi zu einem kleinen Restaurant unweit des Fischereihafens mit. In Tôkyô scheinen viele Straßenbezeichnungen so chaotisch verteilt zu sein, daß man selbst einem versierten Taxifahrer nicht unbedingt einfach eine Adresse sagen kann, besser ist schon ein nahegelegenes markantes Bauwerk. So auch hier, aber Oda

wußte, welches Postamt in der Nähe lag. Ich hatte ihn ursprünglich so verstanden, daß wir auf dem pittoresken Fischmarkt Sushi essen wollten. Wie ich später erfahren habe, muß man für diesen Markt schon morgens vor sechs Uhr erscheinen, was wir naheliegenderweise während der Tagung nicht geschafft haben. Beim Eintreten in das Restaurant kam das übliche Begrüßungsgeschrei „*irashaimaseeee, irashaimaseeee*“ (Bitte treten Sie näher); wir wurden neben einen kleinen, von unregelmäßigen Steinbrocken wie ein Felsteich eingefasstes Wasser mit den typischen „Goldfischen“ plaziert. Wie ich im Folgenden sah, gab es hinter der Theke drei große Wasserbassins, aus denen man eindrucksvolle Krustentiere oder auch Fische ganz frisch bestellen konnte. Hier konnte ich nun meine Vorstellung von *sushi* revidieren: Es handelt sich keineswegs immer um mit Reis in Seetang gerollte und dann in Scheiben geschnittene zerkleinerte Meeresfrüchte. Vielmehr können es auch gesäuerte Reisbällchen sein, die mit Hilfe von Seetang an Fisch, Muscheln, Garneelen, Gurken, süßliches Eieromelett etc. geheftet werden. Wir bekamen jedenfalls auf einer großen Schale die verschiedensten Sorten vorgesetzt, garniert mit einem Bambusblatt, wovon sich jeder nach Gusto bedienen und sein Stück in Sojasauce tauchen konnte. Das meiste empfand ich als wohlschmeckend. Darüber hinaus war das Gespräch mit unserem Gastgeber über Japan sehr anregend.

Donnerstag, der 11. September

An diesem Tag hat Karl vorgetragen, wobei er sich viel Zeit nahm, anschaulich die Konstruktion eines Einschränkungshomomorphismus zu vermitteln, was mir gut gefallen hat. Zu den Vortragstars gehörte auch Günter Ziegler, der wie immer als mitreißender Redner mit schönen Folien auftrat. Am späten Nachmittag begann die Feierstunde für Tadao Oda im Centennial Building. Jean-Paul hatte uns schon vorgewarnt, man solle aus dem Preis von 3000 Yen für das kalte Buffet nicht auf dessen Qualität schließen; er hatte einschlägige Erfahrungen. Die veranstaltende Universität scheint da eher eine gute Einnahmequelle als die Gäste zu sehen. Aber da es um den allseits geschätzten Oda ging, hatten wir keine Wahl, worauf wir deutlich genug hingewiesen wurden. Wieder einmal stellte sich die Frage der Kleiderordnung. Es war heiß; Jean-Paul wollte mit uns anschließend ins Zentrum fahren, was in formeller Kleidung kaum möglich gewesen wäre. Da kam mir Oka zu Hilfe, der in seinem informellen Tagesdress gehen wollte und das auch für uns als angemessen ansah. Nachdem einer von uns sich dann doch in Schale geworfen hatte, ging jedoch alles durcheinander. Zu Übungszwecken hatten wir uns schon um zehn vor sechs zu versammeln, unseren Obulus zu entrichten, und dann wurde der Ablauf der Veranstaltung erläutert. Allgemein wurde der Wunsch laut, das *Procedere* einmal zu üben, bevor der Jubilar den Saal betrat. Der am besten Gekleidete wurde also aufgefordert, den Saal zu verlassen — Gottfried. Als sich dann die Tür öffnete und er hereintrat, riefen wir im Chor „happy retirement“ und klatschten kräftig in die Hände. Nur die Kracher mit den Luftschlangen wurden noch nicht losgelassen. Nachdem das zu allgemeiner Zufriedenheit geklappt hatte, konnte Oda hereinkommen, und wir führten vor, was wir gerade gelernt hatten. Bernard Teissier gab eine kleine, gelungene *Laudatio* auf Oda und seine Bedeutung für die Entwicklung des Tagungsthemas, Ishida brachte einen Toast aus, und das Buffet wurde eröffnet (Jean-Paul hatte recht gehabt). In der Warteschlange äußerte ich zu jemand, der vor mir stand, etwas sei „geschafft“. Da vernahm ich ein Stimmchen hinter mir: „Was heißt geschafft?“ Es gehörte einer charmanten Japanerin, Yukari Ito, die fünf Jahre in Mannheim verbracht hatte. Daraus ergab sich ein anregender Abend, wobei sie auf Grund

ihrer Kenntnisse von Deutschland besonders gut vieles für uns bis dahin Unverständliche aus Japan erläutern und Fehlinterpretationen zurechtrücken konnte. — Im Anschluß an die Feier sind wir dann doch nicht mehr in die Stadt gegangen, sondern haben den Abend für die Weiterführung der fachlichen Arbeit verwendet.

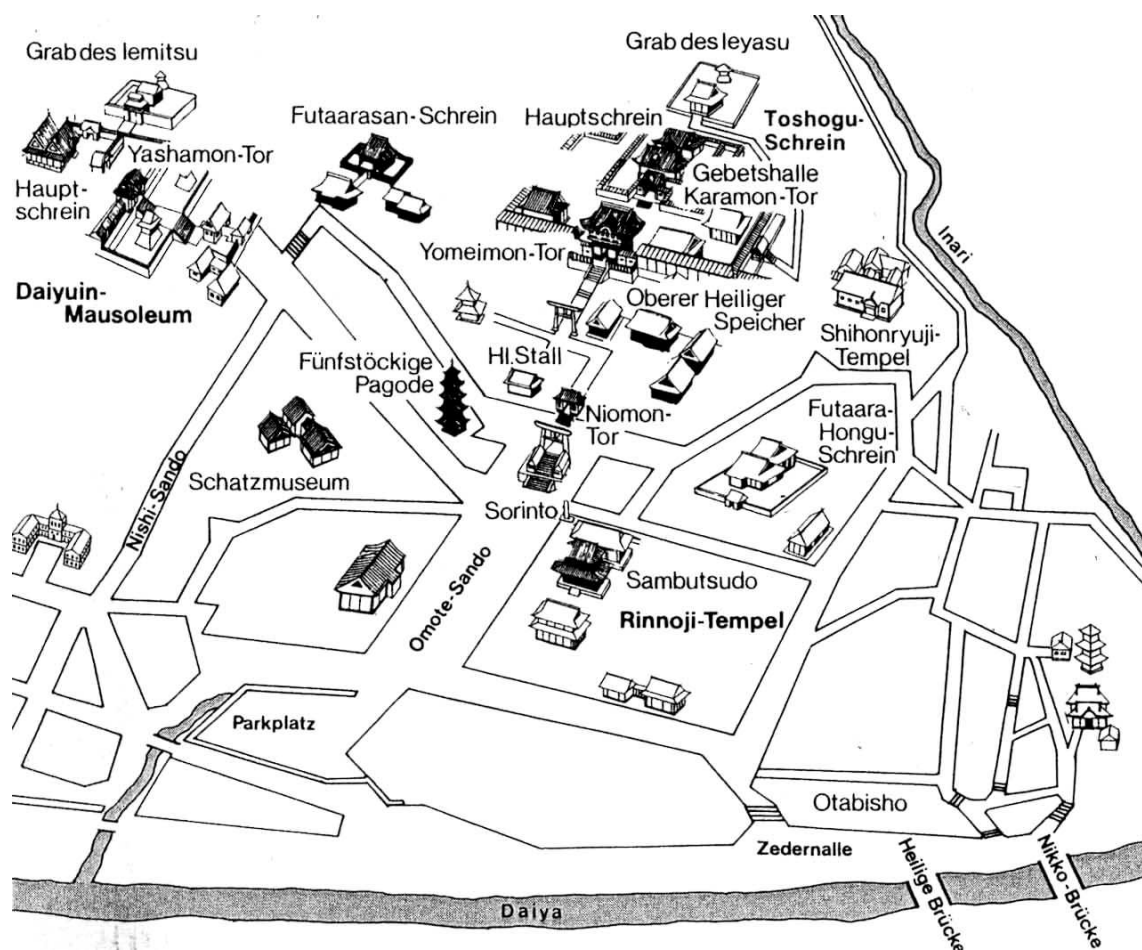
Freitag, der 12. September

Nach dem erfolgreichen Ende der Konferenz und einem angemessenen Beifall für die hervorragende Tagungsorganisation durch Shihoko haben wir die Resultate vom Vorabend in unser Manuskript eingearbeitet und ausgedruckt, wobei wir von den guten technischen Installationen für die Teilnehmer profitieren konnten. Ich habe noch ein wenig im Internet geschaut, welche Angebote der mich interessierenden Digitalkameras in Deutschland erreichbar waren und dazu per e-mail einige Fragen an Wilhelm geschickt. Diese kamen leider nie über; irgend etwas muß ich im Rahmen der japanisch-englischen Bildschirmbezeichnungen verwechselt haben. Um die Ergebnisse des Tages zu würdigen, lud Gottfried die Arbeitsgruppe im Rahmen eines nachträglichen Geburtstagsessens in ein Restaurant zum *sashimi*, wobei roter und heller Lachs neben weiteren Fischarten offeriert wurden, dazu Tintenfisch, Krabben und Muscheln in mundgerechten Bissen; wieder war das Essen mit den Augen ganz wichtig, die Speisen waren raffiniert arrangiert, die Bedienung zuvorkommend. Jean-Paul erzählte von seinen früheren Japanerfahrungen. Er besaß einen *hanko*, also einen Unterschriftenstempel, für sein Bankkonto. Denn in Japan unterschreibt man nicht, sondern benutzt statt dessen den *hanko*. Für verschiedene Gelegenheiten hat man unterschiedliche davon. So gibt es eine Anwesenheitspflicht für Professoren in der Universität. Daher verwaltet die Sekretärin die *hankos* der Professoren und stempelt jeden Morgen die Anwesenheitslisten ab. Für einen Ausländer ohne *hanko* wird diese Pflicht leicht mühsam! — Im Rahmen eines „fund-raising“ hatten Jean-Paul und ein weiterer Europäer einen Abend mit den Managern einer international bekannten Firma verbracht. Der Sake lockerte die Zunge, man erzählte viel, so auch die Manager aus ihrem üblichen Leben. Die ganze Woche verbringen sie in der Firma, nachts schlafen sie dort in kleinen Kabinen. Wenn sie über das Wochenende nach Hause kommen, sind sie meist müde. Ein gar intellektueller Gedankenaustausch mit der Ehefrau ist nicht üblich. Daher treffen die Manager nach der Arbeit häufig eine Geisha, mit der sie geistvolle Konversation pflegen können. Die Ausbildung einer guten Geisha ist sehr aufwendig, da sie einfach in vielen Bereichen des geistigen und kulturellen Lebens beschlagen sein muß, außerdem auch charmant und sicher aufzutreten hat. Mit körperlichen Kontakten, wie man bisweilen bei uns meint, hat das alles nichts zu tun. Jean-Pauls Berichte ließen mir das Kopfkissenbuch der Hofdame Sei Shonagon bewußt werden; danach lebte auch um das Jahr 1000 ein Mann nicht mit einer Frau zusammen, vielmehr suchte er sie höchstens nachts verstoßen auf und hatte beim Morgengrauen schon wieder fort zu sein. — Als wir aus dem Restaurant unter vielen Verbeugungen mit dem üblichen mehrfach wiederholten *arigatô gozaimaaaaas* verabschiedet wurden, hatten wir einen schönen Abschluß des gemeinsamen Tages erlebt.

Samstag, der 13. September

Bereits um sieben Uhr haben wir uns bei mir zum Frühstück getroffen, weil wir einen Ausflug in die zwei Bahnstunden nördlich von Tôkyô gelegene Stadt Nikkô planten. Wir

hatten über sie ein japanisches Wortspiel gelesen: „Sage nie *kekko* (herrlich), wenn Du nicht *Nikkô* gesehen hast“. Dieser Ort hat eine sehr japanische Geschichte. Im Jahre 1600 gelang es Tokugawa Ieyasu, die anderen Feudalherren in einer Schlacht entscheidend zu schlagen. Zur Festigung seiner Macht führte er ein strenges Regiment mit strikten Vorschriften für alle Lebensbereiche ein, etwa eine Kleiderordnung für jede Gelegenheit, an die sich alle Untertanen zu halten hatten. Die Feudalherren wurden gezwungen, in dem heute Tôkyô genannten Edo eine Residenz zu errichten und darin jedes zweite Jahr getrennt von ihrer Familie zu verbringen, was ihre Finanzkraft und den familiären Zusammenhalt schwächte. Er verbot den Kontakt mit dem Ausland, auch das Christentum, weil es andere Ideen verbreitete. So gelang es ihm, der Tokugawa-Familie für 250 Jahre die Herrschaft zu sichern. Aus dem Norden von Edo drohten dem Glauben nach böse Geister, also ordnete er an, dort nach seinem Tode bestattet zu werden, um dagegen als Buddha-Inkarnation, aber auch als Shintô-Kamai einen Schutzwall zu errichten. Konsequenz war die Gründung von Nikkô in einer zauberhaften Berglandschaft, die heute zu einem Nationalpark gehört. Ieyasu wurde in einem schlichten Grab beigesetzt, aber zwanzig Jahre nach seinem Tod berief ein Enkel 15 000 Handwerker und 100 namhafte Künstler, um dort in nur zweijähriger Bauzeit eine

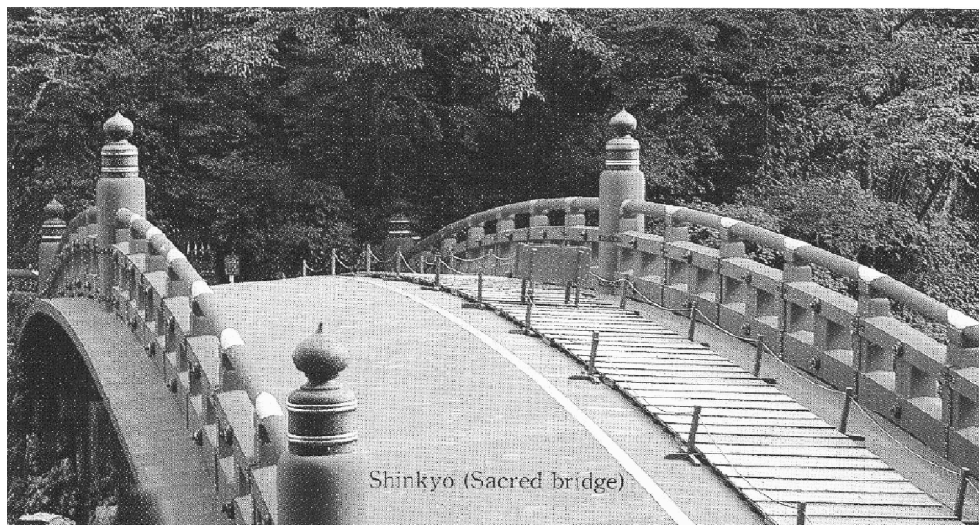


FIGUR 38. Plan der Tempelanlage Nikkô

umfangreiche und unglaublich prunkvolle Tempelanlage errichten zu lassen. Als eine Verschmelzung von Shintô und Buddhismus wurde eine ausgesprochen barocke Anlage geschaffen, die dem Geiste des Zen-Buddhismus so widerspricht, daß sich noch heute viele Japaner weigern sollen, dieses architektonische Juwel auch nur aufzusuchen.

Wir hatten zunächst mit den S-Bahnen nach etwa einer Stunde den im nordöstlichen Quadranten Tôkyôs gelegenen Stadtteil Asakûsa zu erreichen, von wo aus eine Schnelllinie nach Nikkô startet. In dem Bahnhof trat eine charmante Hosteß auf uns zu, fragte, ob wir nach Nikkô wollten, drückte uns einen Umgebungsplan von Nikkô in die Hand und sandte uns auf Gleis 5 zum ersten oder zweiten Wagen. Der Zug wird nämlich überraschend kurz vor Erreichen des Zieles geteilt, was ausländische Touristen wohl immer wieder vor unerwartete Probleme gestellt hat. Glücklicherweise waren wir so frühzeitig, daß wir in der ziemlich überfüllten Bahn noch Sitzplätze fanden. Es dauerte im Schnellzug über 40 Minuten, bis wir an den Rand von Groß-Tôkyô mit seinen 30 Millionen Einwohnern kamen, und nach weiteren zehn Minuten hatten wir endlich das Gefühl, in freier Natur zu sein. Das flache Land wurde erst allmählich durch ferne Berge auf der linken Seite reizvoller, bis wir diese schließlich im Bereich von Nikkô erreichten.

Am Zielort haben wir uns mit dem Plan in der Hand auf den Weg gemacht, um die heilige Brücke zu suchen. Obwohl der Ort vergleichsweise klein ist, zog sich das doch wohl zwei Kilometer hin. Am Fluß Daya angekommen sahen wir ein imposantes Poster von der 28 Meter langen und 7 Meter breiten, leuchtend rot lackierten heiligen Brücke, die nur zu zeremoniellen Anlässen betreten werden darf. Das Bild erwies sich als Ersatz für das völlig



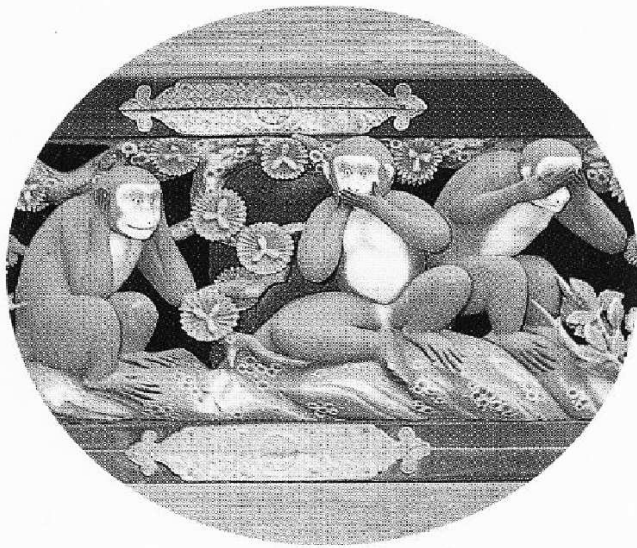
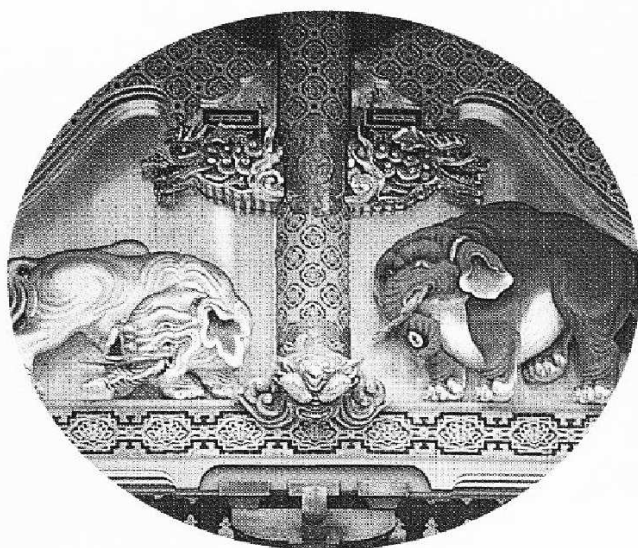
FIGUR 39. *Heilige Brücke in Nikkô*

ingerüstete und damit verborgene Original. Die Tempelanlage selbst ist riesig und in ihrem Reichtum überwältigend, der Intention entsprechend eine völlige Vermischung buddhistischer und shintoistischer Elemente. Wir haben unsere zur Verfügung stehende Zeit ausschließlich an diesem einen Ort verbracht, ohne auch nur einen Überblick zu gewinnen; für die anderen Sehenswürdigkeiten des Distrikts blieb keine Zeit. Durch einen kleinen Seitengang direkt an der Brücke haben wir die Anlage betreten, viele Treppenstufen durch schöne Parkanlagen mit gewaltigen Bäumen führten uns den Berghang hinauf zu den

eigentlichen Gebäuden. Im Zentrum des ersten Tempel *rinno-ji* standen drei grellgoldene Buddhastatuen mit leuchtend blau gefärbtem Haarschopf und knallig roten Lippen. Zwar wurde man zum Schweigen aufgefordert, aber die Führer der zahlreichen Gruppen ließen sich nicht davon abhalten, mit unangenehm lauter Stimme ihre (japanischen) Kommentare abzugeben. Dann brachten sie ihre schwatzende Gruppe zum Schweigen, schlugen mit einem kräftigen Holz ein großes Bronzebecken an, alle Zuhörer legten die Hände zusammen und verneigten sich zweimal, worauf es zum nächsten Punkt weiterging. Vorbei an einer kleinen Granitstatue von Buddha, deren Berührung wohl zum üblichen Programm gehört, erreichten wir den eigentlichen Eingangsweg, eine breite, von mächtigen Zedern gesäumte Allee, die von unten heraufführt. Dort stand unter anderem ein Fischbräter, seine Produkte schmeckten vor allem verbrannt, aber wir brauchten ja etwas für die Mittagszeit. Der Verkäufer forderte mich durch Zeichen auf, den Kopf nicht zu verschmähen; dieser schmeckte jedoch reichlich bitter.



FIGUR 40. Eingangsallee zur Tempelanlage in Nikkô



FIGUR 41. *Der imaginäre Elefant, die drei weisen Affen*



FIGUR 42. *Niten-mon Tor*

Weiter oben kam man durch Niten-mon, das Tor der beiden Himmelskönige zum heiligen Speicher, den ein berühmtes Relief imaginärer Elefanten schmückt, dann zum



FIGUR 43. *Heiliger Stall*

einzigem nicht lackierten Gebäude, dem heiligen Stall, in dem das heilige Pferd steht, zum Zeitpunkt unseres Besuches ein Geschenk der Maori, das aber wohl gerade zum Weiden ausgeführt war. Über dem Eingang befindet sich ein Fries mit den oft kopierten drei weisen Affen: Nichts Böses sagen, hören, sehen. Und dann kommt man zum Traumtor *yomei-mon*, dem prächtigsten Torbau Japans. Er ist mit einer solchen Fülle geschnittener und bemalter Details verziert, daß es den heutigen gehetzten Betrachter schon wieder entmutigt. Eine hübsche Legende besagt: Damit die Götter auf diesen Gipfelpunkt der Schönheit nicht neidisch werden, hat man die Ornamente auf einem der Pfeiler falsch herum angebracht und so mit Absicht einen Makel herbeigeführt.



FIGUR 45. *Phönix* um seinen Nachfolger. In einem Tempel weiter oben ließ das Tageslicht schon nach; wir wurden auch bald gedrängt, uns wieder zurückzuziehen, weil die Anlage geschlossen

An zwei Seitenflügeln sind teilweise alternierend große Pfauen und an ihrem zerfederten Schwanz erkennbare Phönixfiguren reliefiert und bemalt; ich hatte nicht gewußt, daß auch in Ostasiens Mythologie der Phönix eine wichtige Rolle spielt. Im Tempel des brüllenden Löwen wurde durch Aneinanderschlagen von Holzstäben vorgeführt, wie der Drache an der Decke brüllen kann, auch wenn es sich gar nicht mehr um den 1961 bei einem Brand vernichteten Originaldrachen handelt, sondern um seinen Nachfolger.

FIGUR 44. *Yomei-mon*

wurde. Eigentlich war mir der Rückweg zu weit; in der Autoschlange, die sich Stoßstange an Stoßstange durch die Stadt schob, sahen wir den Stadtbus langsam herankommen, aber wir waren um Minuten zu spät. Und dabei verkehrte er nur stündlich, so daß wir doch zu Fuß laufen mußten. Die Rückreise verlief weitgehend im Dunklen. In Asakusa ist Gottfried direkt weitergefahren, Karl und mir wurde es für das Essen beim TIT zu spät. In dem uns schon bekannten kleinen Lokal in Asakusa ließen wir einen schönen Tag in Ruhe ausklingen.

Sonntag, der 14. September

Nach einem gemeinsamen Frühstück, zu dem diesmal Jean-Paul mit reich gedecktem Tisch in sein Zimmer geladen hatte, bevor er zur nächsten Konferenz nach Sapporo flog, haben wir den letzten Tag zu einem Ausflug mit Annette und dem Ehepaar Altmann in die Stadt genutzt. Annette hatte am Vortage in Menguro Vorbereitungen zu einem Schreinfest gesehen, das wir besuchen wollten. Was wir dort erblickten, hat uns aber eher irritiert. Auf einem Bürgersteig, an dem man von der Polizei vorbeigeleitet wurde, brieren einige Männer auf einem Rost makrelenartige Fische. Und eine unübersehbar lange Schlange von Menschen wartete geduldig auf dem Bürgersteig, um von diesen Fischen zu kaufen. Wir haben es aufgegeben, das Ende der Reihe zu finden, vom Schrein war sowieso nichts zu erblicken. Viele der Teilnehmer trugen einen kleinen Plastikfächer mit einem giftgrünen



FIGUR 46. *Fischbraten auf einem Schreinfest*

Drachensymbol; Gottfried hat als Anspielung auf die torischen Varietäten, wo „Fächer“ ein zentrales Konstruktionselement sind, für jeden von uns einen besorgt.



FIGUR 48. *Shintôpriester*

Das Wetter an dem Morgen war frisch, die Zikaden am TIT hatten metallisch wie eine elektrische Kreissäge für Stahlplatten geschrillt, der Himmel zeigte sich wolkenlos und es versprach, ein heißer Tag zu werden. Also sind wir zum nächsten Ziel in Ebisu zu Fuß gelaufen. Dabei bescherte uns der Zufall in einer der Straßen tatsächlich ein winziges Schreinfest, wo auf der einen Straßenseite vor einer offenen Gaststätte ein kleiner tragbarer Schrein stand, auf der anderen dagegen ein ebenfalls kleiner Shintô-Schrein-Bau mit einigen Gläubigen und Shintôpriestern. Zu ihren kostbaren blauen Gewändern trugen sie die hohen Mützen aus schwarzem Geflecht, welche mir schon in Kyôto im Palast Nijô-ji aufgefallen waren. Sie hatten nichts dagegen, fotografiert zu werden; außerdem gab der zugehörige Musikant für Gottfried eine Kostprobe des ziemlich scharfen Klanges seiner Flöte, bevor die eigentliche Zeremonie im offenen kleinen Raum an der Straße begann. — Im Zentrum von Ebisu hat man ein frei zugängliches Hochhaus „Yebisu Garden Place“ in rotbraunem Stein errichtet; der umfangreiche Vorplatz ist sehr geschmackvoll modern gestaltet. Stein für Stein hat man in Frankreich ein Palais abgetragen und hier wieder aufgebaut. Für viel Geld kann man dort übernachten und die französische Küche kennenlernen; schon für 4000 Yen erhält man ein Frühstück.



FIGUR 47. Mit den Fächerträgern Karl und Gottfried sowie Klaus

Mit einem Schnellaufzug konnten wir in die Restaurantetage im 38. Stockwerk des Hochhauses fahren, wo große Fensterscheiben einen partiellen Blick auf die Metropole freigeben. Wieder einmal war allerdings die Sicht nicht klar genug, um den *fuji-san* sichtbar werden zu lassen. Im Erdgeschoß besuchten wir eine kleine Cafeteria, die bei guter Qualität ungewöhnlich preiswert war. Dazu saß man angenehm, die Bedienung an der Theke war ausnehmend freundlich.

Mit der Yamanote-Linie sind wir zum Ueno-Park weitergefahren, einer großen Anlage im Zentralbereich von Tōkyō, die am auch in Japan arbeitsfreien Sonntag von vielen Menschen frequentiert wird. Eine der Attraktionen dort ist ein Zoo, den wir allerdings nicht aufsuchen wollten. Uns ging es mehr um die Stimmung: Damen mit ihren duftig-hellen Sonnenschirmen im Gegenlicht einer Allee wie auf einem Renoirgemälde, das bunte Treiben der Menschen, Artisten, die auf den Wegen auftraten und das Publikum für einige Zeit zum Verweilen brachten. Hier waren auch die regelmäßig gehörten Rabenkrähen so zutraulich, daß man sie aus allernächster Nähe beobachten konnte, schlankere und langschwänzige Tiere als ihre mitteleuropäischen Vettern, mit unglaublich wuchtigem Schnabel. Ihr Standardruf war allerdings nicht krächzend, sondern entsprach eher dem hellen Ruf, den man gelegentlich auch bei unseren Vögeln vernehmen kann. — Ein letzter Besuch in einem Schrein, nämlich dem Ueno Tōshogu Schrein (der des Sonnengottes aus dem Osten): Durch eine schattige Allee mit etwa drei Meter hohen Granitlaternen, wo sich nur noch wenige Menschen aufhielten, gelangte man in den sakralen Bereich. Die nachfolgenden 50 großen Kupferlaternen, Gaben der verschiedenen *daimyos* (Feudalherren), hatten keine Beleuchtungsfunktion, sondern dienten zeremoniellen Zwecken. Auf dem üblichen Opferkasten lag eine hell klingende Rassel, die von den Andächtigen nach dem Geldeinwurf



FIGUR 49. *Französisches Palais in Ebisu*

kurz geschüttelt wurde, worauf zwei Verbeugungen, ein doppeltes Händeklatschen und eine weitere Verbeugung folgten, bevor sie ihres Weges gingen. Die Seele des Tokugawa Ieyasu soll von Nikkô hierher transferiert worden sein, damit die Feudalfürsten ihm leichter ihre Reverenz erweisen konnten. Obwohl das Gebäude seit 1650 sechzehn Mal partiell neu errichtet wurde, ist es nicht in bestem Zustand. Viele der Wandbilder waren unvollständig erhalten, die integrierten Gedichte verlorengegangen. Andererseits entfiel damit der manchmal etwas zu billig aussehende patinalose Goldglanz auf den vielen Schnitzereien. Im Inneren sprang uns ein großer Broncespiegel ins Auge, dessen Rückseite eine frühe Karte Japans als Relief zeigt.

Für die an sich bedeutenden Museen in diesem Park blieb uns leider keine Zeit. Auf der Suche nach einer Essensmöglichkeit passierten wir ein zeremonielles Bogenschießen in einer offenen Halle mit vielleicht zwei Meter spannenden Bögen und Pfeilen von einem Meter Länge, einen Stand mit länglichen, gedämpften Süßkartoffeln und kamen an den großen Teich voller Lotospflanzen. Obwohl der Tag so strahlend begonnen hatte, zog sich der Himmel rasch zu; als wir eine Tafel mit Bildern von Wasservögeln auf dem Teich studierten, die fast alle auch in Europa auftreten, begann plötzlich ein unglaublicher Platzregen. Die Gruppe hatte sich etwas auseinandergesogen; in der Hoffnung, der Regen werde so schnell verschwinden, wie er gekommen war, suchten Gottfried, Karl und ich unter den großen Bäumen Schutz. Weit und breit war für uns nichts Besseres zu erkennen. Die anderen mit dem einzigen Schirm waren vorausgeeilt und nicht mehr zu sehen. In dieser Zeit bemerkten wir die von der Stadt Tôkyô für Obdachlose bereitgestellten großen



FIGUR 50. *Blick von Yebisu Garden Place*



FIGUR 51. *Laternenallee im Uenopark*

blauen Kunststoffplanen, die gerade im Uenopark an weniger auffälligen Stellen von den Betroffenen als Zeltersatz genutzt werden. Somit waren sie im Moment besser dran als wir, denn die Ginkgos erwiesen sich nach kurzer Zeit als mehr und mehr durchlässig. Nur die Zikaden ließen sich nicht irritieren. Wir waren schon am überlegen, ob uns weiteres Warten überhaupt noch etwas ersparen könne, als Klaus Altmann wie ein rettender Engel mit dem Schirm zurückkam und uns auf einen nahegelegenen, für uns zuvor nicht sichtbaren Ausgang zu Gebäuden hinwies. Klaus und Gottfried liefen so rasch sie konnten, Karl und ich gingen dicht aneinandergedrängt wie ein verliebtes Paar zu der bezeichneten Stelle. Und als wir dort ankamen, erlosch der Platzregen so plötzlich wie er begonnen hatte. Vor allem Karl hatte es übel mitgenommen, da er am leichtesten gekleidet war. Glücklicherweise hatte Annette ein Handtuch dabei, mit dem er sich wenigstens etwas trocknen konnte. In einem nahegelegenen Restaurant erhielten wir eine große Schale heißer Nudelsuppe mit diversen Ingredienzien, und die Welt war wieder in Ordnung.

Wir gingen noch einmal nach Akihabara, um uns über Kameras zu informieren. Das enttäuschende Resultat war, daß Ausländern bei Paßvorlage üblicherweise fünf Prozent Steuern erlassen werden, aber nicht mehr. Darüber hinaus beschränkte sich die Garantie vieler Geräte auf Japan, so daß wir unverrichteter Dinge wieder abzogen. Es blieb noch der Besuch in einem der großen Kaufhäuser in Ginza, wo Annette hübsche Schälchen kaufen wollte, wie man sie immer wieder für die Sojasauce benutzt. Wir landeten im sechsten Stock eines Warenhauses nahe Ginza, aber trotz der großen Auswahl sprach nur

FIGUR 52. *Lotosteich im Uenopark*

ein Muster wirklich an. Dafür war das Verpacken durch die Verkäuferinnen ein unglaublich zeitaufwendiger Vorgang, der eben dort viel wichtiger ist als bei uns.

Montag, der 15. September

Pünktlich um 6.30 kam das Taxi, das uns die Verwaltung des International House freundlicherweise bestellt hatte, und brachte Gottfried, Karl und mich zur Bahn. Glücklicherweise war ein Feiertag, so daß wir mit unseren Koffern in den Lokalzügen keine Probleme hatten. Gottfried hatte bereits am Freitag bei Coop nahe der Mensa für knapp 3000 Yen die Fahrkarten mit den erforderlichen Platzreservierungen besorgt. Im Hauptbahnhof Tôkyô ging es durch ein verwirrendes System von Rolltreppen, Fluren und Aufzügen tief in den Untergrund, bis wir den Narita-Express Nex fanden, der uns in knapp einstündiger Fahrt ohne Halt zum Flughafen bringen sollte, ein schöner Zug, wie sich herausstellte; mir gefiel besonders eine elektronische Anzeigetafel, welche die Bahnstrecke und die momentane Position wiedergab. Während wir bereits im Terminal 2 ausstiegen, mußte Karl noch fünf Minuten weiterfahren. Im Flughafen angekommen verstanden wir unmittelbar, warum wir uns so frühzeitig präsentieren sollten. Zunächst wurden die Koffer durchleuchtet, was rasch ging, auch das Einchecken. Eine unübersehbare Schlange wartete jedoch vor der Paßkontrolle und eine weitere vor der Sicherheitsüberprüfung.

Der Flug verlief in der gleichen Maschine wie auf der Herkunft angenehm, wenn auch diesmal eine Dauer von zwölfeinhalb Stunden angesetzt und eingehalten wurde. Zwar flogen wir hinter der Sonne her und damit bei Tageslicht, aber die Erde war fast stets unter Wolken



FIGUR 53. *Soll man die Kamera kaufen?*

verborgen. Diesmal war das Flugzeug ausgebucht, zwischen uns saß ein junger Japaner, der nach seinen Aussagen das letzte Billet erhalten hatte. Sein Ziel war Nürnberg, wo er für eine Woche Klavierunterricht nehmen wollte; während des Fluges übte er aus seinem anspruchsvollen Programm die Mondscheinsonate und eine D-Dur Mozartsonate, indem er die Noten abdeckte und kontrollierte, ob er sie richtig vor Augen hatte. Die Gespräche mit ihm halfen, die lange Flugzeit zu verkürzen. Insbesondere führte er mich in die Systematik der beiden japanischen Alphabete ein. — Als wir pünktlich Zürich und dann Konstanz erreicht hatten, war eine faszinierende Reise zu Ende gegangen.

Glossar

Als agglutinierende Sprache wie das Türkische hat das Japanische viele Postpositionen, die hier durch „-“ gekennzeichnet sind.

arigatô gozaimas(ta)	vielen Dank (in der Vergangenheit)
-bashi	-brücke
bentô	Lunchbox mit Reis, Fisch oder Fleisch, Gemüse
-butsu	-buddha
dai	groß, bedeutend
daimyô	Regionalfürst unter einem shôgun
-dera	Tempel, auch tera
dô	Halle
dômo arigatô	vielen Dank
dôri	Straße
eki	Bahnhof
ema	kleine Motivtafel in Shintôschrein für Bitten
gawa	Fluß
haiden	Andachtshalle in einem Schrein
hanko	Unterschriftsstempel
hashi	Stäbchen
hiragana	phonetisches Alphabet
-ji	-tempel
-jinja	-schrein
Jizô	Bodhisattva für Kinder und Reisende
kaiseki	formelles japanisches Mahl mit vielen kleinen Portionen
kampai	Prost
kan	Gebäude, Halle
kanji	chinesische Silbenschrift
Kannon	Schüler Buddhas, später auch Göttin der Barmherzigkeit
katakana	Phonetisches japanisches Alphabet
konnichi-wa	guten Tag
machi	Stadt
mama-san	Matrone, die eine Bar leitet
mikoshi	transportabler Schrein, entspricht spanischem paso
mon	Tor, etwa von Tempel oder Schrein
nishi	Westen
noren	Türvorhang, etwa bei Geschäften oder Restaurants
ô-	Prefix, das Respekt anzeigt
romanji	lateinische Druckschrift
o-cha	japanischer Tee

<i>origami</i>	<i>Kunst des Papierfaltens</i>
<i>san</i>	<i>respektvolles Suffix, auch benutzt als Herr, Frau, etc.</i>
<i>sen</i>	<i>(Eisenbahn)linie</i>
<i>shi</i>	<i>Stadt</i>
<i>shin</i>	<i>neu</i>
<i>shōgun</i>	<i>Militärbefehlshaber in der Vor-Meiji-Zeit</i>
<i>soba</i>	<i>traditionelle Buchweizenspaghetti</i>
<i>tatami</i>	<i>dicht gewebte Bodenmatte der Größe 90×180 cm²</i>
<i>-tera</i>	<i>Tempel, auch dera</i>
<i>-to</i>	<i>Metropole, wie in Kyōto</i>
<i>torii</i>	<i>Eingangstor zu Schintoschrein</i>
<i>tsunami</i>	<i>riesige Gezeitenwelle nach einem Erdbeben</i>
<i>ukiyo-e</i>	<i>Holzschnitt</i>
<i>yamanote</i>	<i>Ringbahn von Tōkyō, eigentlich ein Stadtteil von Tōkyō</i>

Literatur

- [Du] Japan. Dumont Verlag Köln
- [JTB] A Look into Japan. Japan Travel Bureau Inc. 1993
- [Ka] Shuichi Kato: Geheimnis Japan. Orbis Verlag München 2001
- [Sei] Sei Shonagan: *Makura no Sōshi* (Das Kopfkissenbuch der Hofdame Sei Shonagon), übersetzt von Mamoru Watanabe. Manesse Bibliothek der Weltliteratur Zürich o.J.
- [TeIt] Teiji Itoh: Die Gärten Japans. Dumont Verlag Köln